

20.7.36.



LÄNDER ^{UND} VÖLKER

7.

Heft • Juli • 1936

66. Jahrgang Neue Folge

Ständige Beilage in regelmäßigem Wechsel:

Berichte über auslandkundliches Schrifttum

In diesem Heft: Der ibero-amerikanische Kulturkreis

VERLAG: GESELLSCHAFT FÜR LÄNDERKUNDE, BERLIN



LÄNDER UND VÖLKER

Herausgegeben von der **GESELLSCHAFT FÜR LÄNDERKUNDE**

Berlin NW 40, Lüneburger Straße 21 / Fernruf: C 5 Hansa 5311
Postcheckkonto: Berlin 74750 / Erfüllungsort: Berlin-Mitte

Schriftleitung: Berlin C 2, Breite Straße 37 (Ibero-Amerikanisches Institut)
Fernruf: D 4 Humboldt 6415

Manuskript- und Buchzusendungen an die Schriftleitung erbeten

66. JAHRGANG / N.F. / HEFT 7 / JULI 1936

INHALTSVERZEICHNIS

AUFSÄTZE

Corbach: Kreuzzüge und Ostlandfahrten	193
Langenbach: Das Erste Reich vor 1000 Jahren	197
Nohara: Unsere Freundschaft ist ein „Trotz-Verhältnis“	199
Szende: Deutschland von ungarischer Warte gesehen	202
Kuntze: Der große Kreislauf des Deutschen	205
Lehmann: Völkerverbindung durch Luftverkehr	207
Oeltze von Lobenthal: Die Planwirtschaft in der Welt	210

QUERSCHNITTE	213
------------------------	-----

DIE BRÜCKE ZUM AUSLAND

Kaysenbrecht: Länder, Völker und Kulturen im Dienste der olympischen Idee	217
Brasilien-Abend im „Haus der Länder“	219

ZEITSCHRIFTENLESE	221
-----------------------------	-----

BÜCHERTAFEL	224
-----------------------	-----

Monatsschrift der Gesellschaft für Länderkunde / Einzelheft 0,50 M.
Zu beziehen durch den Verlag und bei jeder Buchhandlung

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER

Otto Corbach, Schriftleiter, Berlin-Wilmersdorf, Kreuznacher Str. 36 a. — Dr. Karl Friedrich Langenbach, Hauptschriftleiter, Berlin W 30, Hohenstaufenstr. 65. — W. K. Nohara, Journalist, Berlin W 50, Regensburger Str. 15. — Dr. Zoltán Szende, Budapest. — Paul H. Kuntze, Korvettenkapitän a. D., Hauptschriftleiter und Leiter der Wehrpolitischen Beilage des „Völkischen Beobachter“, Berlin SW 68, Zimmerstr. 88. — Major a. D. Lehmann, Leiter der Beilage „Flugsport“ des „Völkischen Beobachter“, Berlin SW 68, Zimmerstr. 88. — Dr. Oeltze von Lobenthal, Leiter der Abteilung Wirtschaft und Sozialpolitik des „Angriff“, Berlin SW 68, Zimmerstr. 88. — Dr. phil., Dr. der Staatswissenschaft Richard Kaysenbrecht, Diplom-Land- und Volkswirt, Berlin-Tempelhof, Burchardstraße 32.

VERLAG: GESELLSCHAFT FÜR LÄNDERKUNDE, BERLIN

GENERALVERTRIEB: FRIEDRICH WEISS & CO., BERLIN SW 19, WALLSTRASSE 76-79

Otto Corbach: Kreuzzüge und Ostlandfahrten

Ein zeitgemäßer Rückblick

Die Kreuzzüge wurden durch örtliche Zuspitzungen einer schweren allgemeinen Krise ausgelöst, die große Teile des Abendlandes im elften Jahrhundert heimsuchte; ihr religiöses Wesen war nur Ausdruck eines religiösen Zeitalters. Furchtbare Not entstand von 1028 bis 1033 durch Mißwachs vor allem in Frankreich. Der Adel trat unbarmherziger als je gegen den kleinen Mann auf. Die Sicherheit für Leben und Eigentum war immer stärker bedroht. Tausende wanderten nach Italien, Spanien, Portugal und England aus. Für den Zeitraum von 970 bis 1040 zählt ein französischer Chronist allein 48 Hungerjahre auf. Am ärgsten wurden die Nöte im letzten Drittel des elften Jahrhunderts. Den Hungerkatastrophen folgten auf dem Fuße Epidemien. Dazu kamen Überschwemmungen und Erdbeben. Seltsame Erscheinungen in der Atmosphäre, Sonnenflecken, Sternschnuppen, Nordlichter, Kometen, Luftspiegelungen mit nie beobachteten Bildern versetzten die verängstigten Gemüter in eine fieberhafte Erregung. Politische Wirrnisse verschlimmerten die Verheerungen, die Naturereignisse anrichteten. Die Herrscher von Frankreich und Deutschland bekamen die Wirkungen einer päpstlichen Bann-Bulle zu spüren. Weltliche wie geistliche Machthaber waren unter sich in Streitigkeiten verstrickt, die sie allzuoft mit Waffengewalt auszutragen suchten; für die Aufgabe, die Not des Volkes zu lindern, hatten sie um so weniger Zeit. In England lastete die Gewalt der normannischen Eroberer schwer auf der unterworfenen Bevölkerung.

Was Wunder, daß die Kreuzzugsprediger überall großen Zulauf fanden. Aber warum strömten für den Ausbruch großer Massen zum ersten Kreuzzug auch die nötigen Gelder zusammen? Auch das machen die Zeitverhältnisse verständlich. Weder konnte Geldkapital im Warenhandel genügend Beschäftigung finden, nachdem die Eroberungen der Seidstücken Handel und Verkehr im Mittelmeer, auf dem Hauptschauplatz des damaligen „Weltverkehrs“, lähmten, noch konnte es durch Wucher mehr viel gewinnen, weil die allgemeine Verarmung wenig übrigließ, was sich noch auspressen ließ.

Statt Christen hatten Mohammedaner nach dem Zusammenbruch des römischen Weltreichs einen mächtigen, langdauernden, durch religiösen Glauben zusammengehaltenen Länderverband zu bilden vermocht, der sich einer Schlüsselstellung für den Mittelmeerverkehr nach der anderen bemächtigte. Schon um die Mitte des neunten Jahrhunderts standen die Araber in lebhaftem Handelsverkehr sowohl mit den nördlichen Gegenden Europas wie mit Madagaskar, Ostafrika, Indien und China. Sie erwiesen sich anfangs als bessere Förderer ost-westlicher Kulturwanderung, als es die Römer gewesen waren. „Die Araber“, rühmt ihnen Alexander von Humboldt nach,



„besaßen merkwürdige Eigenschaften, um aneignend und vermittelnd zu wirken vom Euphrat bis zum Guadalquivir und bis zu dem Süden von Mittelafrrika. Sie besaßen eine beispiellose weltgeschichtliche Beweglichkeit; eine Neigung, von dem abstoßenden israelitischen Rastengeiste entfernt, sich mit den besiegten Völkern zu verschmelzen und doch trotz des ewigen Bodenwechsels ihrem Nationalcharakter und den traditionellen Erinnerungen an die ursprüngliche Heimat nicht zu entsagen . . . Durch die vielen Verbindungen der Araber mit Indien und China gelangten wichtige Teile des asiatischen Wissens nach Europa.“ Eine treibhausartige Entwicklung führte aber schon wenige Jahrhunderte nach dem Tode Mohammeds zu rascher Erschöpfung kulturschöpferischer Kräfte. Durch rücksichtslose Ausnutzung ihrer Handelsmonopole beschworen die Araber jene Nöte herauf, die in Frankreich der Kreuzzugspropaganda den Boden bereiteten; sie häuften andererseits die Reichtümer an, die beuteligsterne Nomaden aus den innerasiatischen Steppen und Wüsten hervorlockten, um zwar den Islam, aber nur in geringem Maße die arabische Kultur anzunehmen, dafür aber als rücksichtslose Eroberer Handel und Wandel im östlichen Mittelmeer vollends ins Stocken zu bringen und bald das Kalifat an sich zu reißen. Die Gesamtheit der Islambekenner verwandelte sich unter der anfeuernden Wirkung der kriegerischen Erfolge selbschukischer und später ottomanischer Türken zu einem Völkerbunde, der über das Abendland eine weltwirtschaftliche Blockade verhängte, um es seiner Herrschaft zu unterwerfen.

„Naer Oostland willen wy ryden!“

Hätten die Kreuzzüge wirklichen durchgreifenden und nachhaltigen Erfolg gehabt, so wären nicht nur Handel und Kulturaustausch auf den Mittelmeeren seit dem frühen Mittelalter ununterbrochen geblieben, sondern die menschenarmen Räume Nord- und Ostafrikas, Vorderasiens, der Randländer des Schwarzen Meeres usw. hätten auch Jahrhunderte hindurch die Bevölkerungsüberschüsse Mittel-, West- und Nordeuropas aufnehmen können. Statt dessen konnten die alten nach Süd- und Ostasien führenden Handelsstraßen völlig veröden, die Türken Konstantinopel erobern und bis Wien vordringen, nordafrikanische Korsaren die Schifffahrt im Mittelmeer bis in das dritte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts hinein stören.

Dafür brachte freilich gerade der Fehlschlag der Kreuzzüge für das Abendland den Zwang mit sich, sich längs der Nordmeere ostwärts Luft zu schaffen. Jahrhundertelange Gewöhnung an kleindeutsches und kleineuropäisches Denken brachten es mit sich, daß die mittelalterliche nach Osten gerichtete deutsche Kolonisation noch heute selten in dem großen Zusammenhange mit den Mißersolgen der Kreuzzugsbewegung und der Belebung der nordischen Schifffahrt beurteilt und gewürdigt wird. Die Dringlichkeit einer Entlastungsoffensive längs der Ostseeküste wurde durch Wiederanstiegen der Hungerkurve in dichter bevölkerten Gegenden Westeuropas spürbar. Gerade die Niederlande, wo die Lawine der Ostwanderung ins Rollen gebracht wurde, litten diesmal am heftigsten unter Mißernten und Seuchen. Unternehmende Kaufleute erkannten die Wichtigkeit, die natürlichen Hilfsquellen des Ostseeraumes für den Großhandel, den die Kreuzzugsunternehmen ankurbelten, zu erschließen. So brachte die Losung: „Naer Oostland willen wy ryden!“ holländische Kolonistenzüge in

Bewegung, die jene größeren Scharen westdeutscher Siedler nach sich zogen, die mit der Zeit unter kriegerischen Begleitererscheinungen ein Gebiet, das ungefähr drei Fünftel des heutigen Deutschland umfaßt, germanisierten. Das geschah um dieselbe Zeit, wo Bernhard von Clairbeaux den Orden der Zisterzienser reformierte. Fern von den Städten und Dörfern, so ordnete der burgundische Heilige an, sollten die Zisterzienser ihre Niederlassungen anlegen, in sumpfigen Flußtälern, an steinigten, öden und wüsten Orten. In solcher Einsamkeit sollten sie nicht nur der Verehrung Gottes in Andacht und Gebet leben, sondern zugleich aus der Wüstenei um sie herum fruchttragende Felder und blühende Gärten schaffen. Die Bedeutung dieser Reform für die deutsche Ost-Kolonisation würdigt Dr. Erich Schmidt in seiner „Geschichte des Deutschtums im Lande Posen“: „Eine geistige Genossenschaft mit diesem Programm“, heißt es dort, „mußte jedem Fürsten, der auf die Hebung der Landeskultur und Vermehrung seiner Einnahmequellen bedacht war, im höchsten Grade willkommen sein. Allerorten wurde darum den Zisterziensern bei ihren Niederlassungen jeder ordentliche Vorschub geleistet. Oft war ein eben erst begründetes Kloster schon nach wenigen Jahren seines Bestehens imstande, einen Teil seiner Ansassen zur Begründung neuer Pflanzstätten zu entsenden. . . Auch in den unlängst erst dem Christentum und der Kultur eröffneten Ländern östlich der Elbe fand der neue Orden schon im zwölften Jahrhundert überraschend schnell weiteste Verbreitung; in der Mark Brandenburg, in Schlesien, in Pommern erhoben sich bald seine zahlreichen Klöster. Auch die polnischen Herzöge waren eifrig bemüht, den erfolgreichen Mitarbeitern an dem Werke der kulturellen Hebung des Landes gastliche Aufnahme zu gewähren.“

Die Entfaltung des Hansabundes

Wie wenig sich die Entfaltung des Hansabundes unabhängig von diesem binnenländischen Drange nach Osten erklären läßt, lehrt die Geschichte Danzigs. 997 wird der Name zum erstenmal im Zusammenhang mit dem heiligen Adalbert erwähnt, der von hier aus zu den heidnischen Preußen reiste. Um eine Burg herum, die ein Herzog von Pommerellen baute, siedelten sich vorwiegend Einwanderer aus Westdeutschland an. Von einer „Gemeinde Danzig“ ist aber erst die Rede, als um 1230 der deutsche Ritterorden seine Tätigkeit von Syrien nach Pommerellen verlegte und im Gebiet der heidnischen Preußen Burgen baute. Von 1309 ab war Danzig Hauptquartier des Ordens. Nur im Bunde mit dem Orden konnte die Hanse nach Estland, Livland, Kurland hin einen regelmäßigen Seeverkehr entwickeln und dem Austauschverkehr zwischen Nordwesteuropa und dem Orient in dem Maße einen Weg über Rußland bahnen, wie der alte phönizisch-griechische Seeweg nach Westeuropa dafür versagte. Danzig aber war dafür der gegebene Umschlaghafen, und nicht umsonst waren die größten Schiffe, die die Ostsee besuhren, seitdem in Danzig beheimatet. Um 1400 hatte Danzig 20 000 Einwohner, sehr viel für die damaligen Verhältnisse. Es hatte sich in anderthalb Jahrhunderten ebenso ununterbrochen emporgeschwungen, wie es mit Venedig gleichzeitig abwärts gegangen war.

Die eigentlichen Wurzeln der Kraft des Hansabundes, dessen Spannweite von den Schiffer- und Fischerstädten in den niederländischen Flachlanden Overyssel und

Friesland an der Nordsee bis nach Reval am Finnischen Meerbusen reichte, waren ihre auswärtigen „Kontore“. Die Vorrechte, die diese genossen, ähneln seltsam denen, die die Fremdeniederlassungen in chinesischen „Vertragshäfen“ ursprünglich innehatten. Die nordischen Länder hatten für die damalige Weltwirtschaft in der Tat nur die Bedeutung von Rohstoffbezugsquellen, und der Hanjabund als die führende Seemacht des 14. und 15. Jahrhunderts war sehr wohl in der Lage, seine Niederlassungen auf der andern Seite der Nord- oder Ostsee oder jenseits der Weichsel zu kolonial-imperialistischen Machtstellungen auszubauen. Der Verfall der Hansa begann mit der Niederlage des deutschen Ordens in der Schlacht bei Tannenberg (1410). Sie beraubte ihn eines notwendigen Flankenschutzes für die vorgeschobenen Stellungen im Osten. Die sich festigenden Territorialgewalten rund um die Ost- und Nordsee machten ihm fortan das Leben umso schwerer, als sich die sowieso losen Bande mit der wirtschaftlichen Entwicklung im Hinterlande der führenden Seestädte immer mehr lockerten. Mit der Entfaltung eines ozeanischen Großverkehrs nach der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien machte sich Westeuropa unabhängig von ostwärtigen Verbindungen. Das Zwischenspiel eines „Weltverkehrs“ auf der Ostsee war vorüber. Zum Leidwesen der Hanseaten entwickelte in der neuen Epoche sogar der Hering einen mystischen Drang nach dem Westen. Seine Züge begannen, die baltische See zu meiden und weiter nach Westen gelegene Laichplätze, besonders in der Nordsee, zu bevorzugen. Im Jahre 1536 besuchte Karl V. gelegentlich eines Aufenthaltes in den Niederlanden das Grab eines Flamen namens Beutels, der 1416 das Verfahren des Marinierens oder „Pökeln“ erfunden hatte. Danach läßt sich ermessen, welche Bedeutung dem Heringsfang in jenen Zeitläuften für die Entwicklung der Seeschifffahrt innewohnte.

Ohne das von den „Österlingen“ zur See angesammelte Erfahrungs-Kapital hätten freilich weder Niederländer noch Engländer den romanischen Völkern in der atlantischen Schifffahrt den Rang so schnell ablaufen können. Noch im 16. Jahrhundert verfügte England fast nur über kleine Küstenfahrer von 15 bis 20 Tonnen, die mit den „Koggen“ der Hansastädte keinen Vergleich aushalten konnten. Die „Österlinge“ lieferten England noch die Technik und auch vorwiegend das Material für den Bau ozeangehender Schiffe. Dann hatte der Mohr seine Arbeit getan und konnte gehen.

Wer will verkennen, daß die ganze neuzeitliche Gestaltung europäischer Verhältnisse vorwiegend eine Folge der Entwicklung des ozeanischen Großverkehrs unter angelsächsischer Führung ist. Wenn nun seit dem großen Kriege sowohl die Mittelmeerwege wie die nordischen Seewege wieder zu erhöhter Bedeutung gelangten, während der Wechselverkehr zwischen Alter und Neuer Welt eine schwere Krise durchmacht, so besagt das zwar, daß Probleme europäischer Verkehrsentwicklung, die seit dem Mittelalter stark vernachlässigt wurden, wieder stärkere Beachtung heischen, aber es hiesse die Lehren der Geschichte in den Wind schlagen, wollte man sich nunmehr gewissermaßen ausschließlich auf moderne „Kreuzzüge“ und „Ostlandfahrten“ verlegen. Es kann sich für die deutsche Seegeltung nach einem französischen Sprichwort nur handeln um ein „Zurückgehen, um besser zu springen“.

Karl Friedrich Langenbach:

Das Erste Reich, vor tausend Jahren

König Heinrich der Große und seine deutsche Sendung

Überall in deutschen Gauen ist dieser Tage des Mannes gedacht worden, der als Schöpfer des „Ersten Reiches“ weltgeschichtliche Bedeutung hat. Die Patina eines Jahrtausends umhüllt die Stätte im Dom zu Quedlinburg, wo im Juli 936 der edle Sachsenherzog Heinrich begraben wurde, den die Vorsehung zum König der Deutschen bestimmte, nachdem die Gründungsurkunde des Deutschen Reiches, der Vertrag von Verdun, der volksfremden karolingischen Universalmonarchie das Ende bereitet hatte.

Als Ludwig das Kind, der letzte Karolingerproß, zu Grabe ging, schritt man das erstemal in Deutschland zur Königswahl. Otto der Erlauchte aus dem Geschlecht Widukinds lehnte ab, um seinem Sohne Heinrich den Weg zu bereiten. Dem Franken Konrad aber gebührt das Verdienst, den letzten Akt seiner siebenjährigen Regierung mit der edelsten Tat seines Lebens geschmückt zu haben, denn auf dem Sterbebette beauftragte er seinen Bruder Eberhard, den Reichsfürsten zur Wahl als seinen Nachfolger den jungen Herzog Heinrich zu empfehlen, obschon der mächtige Sachse des Franken leidenschaftlichster Feind gewesen war.

Alte Urkunden haben die Worte aufbewahrt, die der neue König bei seiner Huldigungsfeier zu Fritzlar gesprochen hat, als der Erzbischof von Mainz die Salbung und Krönung vollziehen wollte: „Hebt Euer Öl für Würdigere auf, für mich ist diese Ehre zu groß. Ich begnüge mich damit, durch die Wahl der Reichsfürsten als der Erste aus meinem Volk zum Thron gelangt zu sein!“ Dieser Ton, unbeschadet des Anfluges von leisem Spott, mit dem große Männer nicht selten kleinlichen Förmlichkeiten begegnen, kennzeichnet das Selbstbewußtsein des starken Führers, der vom Sippengeist erfüllt ist und seine deutsche Sendung begriffen hat. Heinrich wollte ein Volkskönig, aber kein Pfaffenkönig sein.

Die Anfänge seiner Regierung zeigen das ernste Gesicht von Mühen und Sorgen um die Einigkeit und den Zusammenschluß aller deutschen Stämme. Es ist ein Ringen um Anerkennung, schwertbereit, doch ohne Blutvergießen. Heinrich sieht das höchste Ziel seines Strebens in der Reichseinheit, die sein Vorgänger Konrad nicht erreichen konnte, weil die Stammesherzöge stärker waren als der König und sein Wollen. König Heinrich zwingt den Bayern- und den Schwabenherzog zu der Erkenntnis, daß die Schicksalsverbundenheit über das Stammesbewußtsein geht, Gemeinnutz über Eigennutz. Mit Klugheit und Takt rettet er das Reich aus der unglücklichen, verworrenen Lage, die die schwächlichen Nachfahren des grausamen und selbstfüchtigen Kaisers Karl geschaffen hatten.

Heinrich verschmäht es auch, sich die Kaiserkrone aus Italien zu holen, denn er fühlt sein Geschlecht mit dem deutschen Heimatboden so stark verwachsen, daß es der fremden Stützen nicht bedarf. Er sieht seine vornehmste Arbeit in der Nähe, um den Rhein und um die Elbe. Die Sicherung der deutschen Grenzen gibt ihm mehr als der Pomp des Purpurs und der weltweite Ruhm.

Nirgends deutlicher zu sehen als an dem Herzogtum Lothringen, dem Heinrich bei inneren Streitigkeiten seine Hilfe leiht, um schließlich Gebieter zu werden und

Lothringen seinem Reiche einzuverleiben. Ihm haben wir es zu danken, daß der Rhein Deutschlands Strom ist.

Von dem schöpferischen Geist des Königs erzählt uns vor allem die schwungvoll durchgeführte Wehrpolitik, die es möglich machte, zwei außerordentlich wichtige Stützen der Reichsmacht zu schaffen, das Nationalheer und die Bürgerfreiheit. Sie waren imstande, eine sturmfeste Mauer gegen äußere Feinde zu bilden und zugleich der Königsmacht einen sicheren Schild gegen die Angriffe der Kirche und des Feudaladels zu bieten. Der Wehrhaftigkeit gibt Heinrich den Charakter einer sittlichen Forderung, und die Stammesherrzöge wie das Volk werden von der moralischen Notwendigkeit gemeinsamer Waffenkraft überzeugt.

Den Tributfrieden mit Ungarn benutzt Heinrich, die im Erlöschen liegende Freiheits- und Vaterlandsliebe aufzurütteln und anzufeuern; denn die zu erwartende große Abrechnung mit dem stärksten Reichsfeind konnte nur durch einen deutschen Nationalfreiheitskrieg erfolgreich durchgeführt werden. Im Herzen des Bürgers und Bauern faßt der Ehrbegriff des freien Mannes feste Wurzel.

Nachdem die Slawenfeste Brennabor bezwungen, die Böhmenkönigin Dragomira besiegt und der Dänenkönig Gorm über die Schlei gejagt ist, werden die neuen Grenzen durch Marken gesichert. In den durch Heinrich gegründeten Städten Quedlinburg, Nordhausen, Duderstadt, Goslar, Meißen und Merseburg regt sich neues Leben um Bürger und Soldaten. Und als die Tage von Sondershausen und Riade an der Anstrut kommen, krönt Heinrich, der Deutsche, sein Lebenswerk mit einem Siege, der dem Befreiungswerk Armins im Teutoburger Wald würdig zur Seite steht. Das „Gesetz der Elbe“, raumpolitisch gesprochen, ist erfüllt.

Die Überlieferung hat uns Heinrich, den Urenkel des Sachsenherzogs Widukind, als „Vogelsteller“ und „Städtebauer“ nahe zu bringen versucht. Moralische Pflicht und politischer Anstand gebieten es, dem größten Wohltäter des mittelalterlichen Deutschland den Ehrennamen des Großen nicht zu versagen. Denn seine Taten kennzeichnen ihn als Retter der Deutschen aus schwerster Gefahr, als Begründer ihrer Einheit, als Schöpfer des Ersten deutschen Volksreiches.

Tausend Jahre stehen auf aus dem Grabe, wenn wir an Heinrich denken, der im Juli 936 zu Memleben starb, um die Zügel der Regierung in die Hände seines starken Sohnes Otto zu legen, der das Erbe des Vaters würdig verwaltete.

Tausend Jahre stehen auf aus dem Grabe zu Quedlinburg, trotzdem die Gebeine des großen deutschen Führers längst nicht mehr an der heiligen Stätte ruhen, die den Nachfahren mehr ist als ein stilles Totengewölbe, an dem einst unverjöhnliche Feinde ihr Mütchen kühlen durften, wenn nicht die Sorge treuer Gefolgsmänner dem Haß zuvorgekommen ist.

„Blick Heinrich an, von dem alle abstammen!“ Dies Wort, das über dem Stammbaum Heinrichs steht, erhält Sinn und Leben, wenn wir der Erinnerung folgen, die um die leere Königsgruft im Quedlinburger Dom geistert. In der Kölner Königschronik besitzen wir eine Miniatur des ältesten deutschen Stammbaumes von größtem geschichtlichen Wert. Das uralte Bauern- und Führergeschlecht der Ludolfinger tritt uns entgegen, im Mittelpunkt König Heinrich und seine Gemahlin Mathilde, von der die Chronik zu melden weiß: „Thiederich war der Vater der Mathilde, aus dem berühmten Geschlecht Widukinds, des großen Sachsenherzogs.“

W. K. Nohara:

Unsere Freundschaft ist ein „Trotz-Verhältnis“

Die deutsch-japanischen Beziehungen von Japan aus
gesehen

Es wird behauptet, daß Deutsche und Japaner sehr viele Charaktereigenschaften und Sitten miteinander gemein haben und sich daher gut verstehen; ich glaube das nicht; ich glaube vielmehr, daß es auf der Welt keine so verschiedenen Völker gibt wie die Deutschen und die Japaner. Wir sind ebensowenig die „Preußen des Ostens“, wie die Deutschen die „Japaner des Westens“ würden sein wollen. Eine ganze Reihe von westlichen Eigenschaften, die besonders im Deutschen vertreten sind, erscheinen dem Japaner nicht allein befremdend, sondern — ich will einmal ehrlich sein, wie es die Deutschen in ihrem Urteil sind — geradezu abstoßend. Umgekehrt wird ganz zweifellos der Deutsche vieles an uns befremdend, ja, unverständlich finden. Nichtsdestoweniger ist das Einvernehmen zwischen unsern beiden Völkern gut. Warum?

Ich halte es für ganz ausgeschlossen, daß die Japaner die deutsche Psyche jemals völlig ergründen oder gar erkennen, viel eher werden wir diejenige des Engländers oder Franzosen durchdringen; die Psyche des Deutschen, das haben uns die Jahre gelehrt, ist kein Ding, das man durchdringt oder gar ergründet, sie ist vielmehr ein Wald, wie er durch Wagners Nibelungenmusik webt, vielleicht ein Urwald. — Umgekehrt haben deutsche Forscher und Schriftsteller — große und weniger große, und das Urteil der letzteren war wichtiger — festgestellt, daß, je mehr sie Japan und die Japaner kennen lernten, sie sie umso weniger verstanden. — Und doch „verstehen wir uns“ gut. Woher kommt das?

Es gibt in Japan kein erschöpfendes Buch über Deutschland, und die wirklich guten deutschen Bücher über japanische Spezialgebiete — Deutsche sind, sobald sie schreiben, Spezialisten — sind an den Fingern einer Hand abzuzählen. In den englischsprachigen Ländern gibt es dagegen ganze Bibliotheken voll vorzüglicher alter und neuer Japanbücher; ganze Verlage, ganze Zeitschriften beschäftigen sich mit nichts anderem als mit Japan und dem Fernen Osten; umgekehrt gibt es in Japan ein halbes Dutzend englischsprachiger Zeitungen und Magazine, die über alle Dinge in England und USA. auf das beste und flüchtigste unterrichten. — Und doch lesen, scheint es, Deutsche und Japaner einigermaßen mühelos der eine in des andern Gesicht und lesen das Gemeinsame in den Schicksalen heraus. Wie kommt das?

Zwischen keinen andern Ländern der Welt sind in der Neuzeit so viele politische Fehlgriffe und Irrtümer vorgekommen, wie zwischen Deutschland und Japan, von keiner weißen Nation haben wir in unster neueren Geschichte so viele Beleidigungen und Demütigungen hinnehmen müssen, wie von der deutschen — und doch sind unster

politischen Bestrebungen heute in manchem gleichgerichtet und stoßen jedenfalls nicht aufeinander.

Es ist nicht wahr, daß Deutsch in Japan eine verbreitete Sprache sei; Englisch ist eine einigermaßen verbreitete Sprache, und Deutsch spricht lediglich das halbe Hundert Wissenschaftler, das länger als nur ein Jahr in Deutschland studiert hat. Seit wir die fremden Sprachlehrer abbauen, unterrichten an unsern Schulen japanische Deutschlehrer, die keinen zusammenhängenden deutschen Satz sprechen können. Es steht in Wahrheit ziemlich traurig um die sprachliche Verbindung, die ja die Grundlage jedes innigeren Verhältnisses sein muß. — Trotzdem sprechen wir allem Anschein nach „dieselbe Sprache“. Wie ist das möglich?

Die „deutsch-japanische Freundschaft“ ist denn auch in der Tat nicht so sehr ein „Weil-Verhältnis“ als vielmehr ein „Trotz-Verhältnis“. Nicht weil wir so vieles Gemeinsame haben, wie Festredner in Tokio und Berlin uns glauben machen möchten, sind wir einander verbunden, sondern trotz der unzähligen Gegensätze fühlen wir uns immer mehr zueinander hingezogen. — Die Betonung liegt hierbei ebensosehr auf dem „trotz“ wie auf dem „immer mehr“.

Ich glaube nämlich nicht, daß wir heute schon von einer Verbundenheit zwischen unsern beiden Völkern reden dürfen. Aber unsre Liebe für das Deutsche und unser Wunsch, uns immer inniger damit zu befassen, liegt in der Gewißheit, daß die deutsch-japanische Verbindung sich, im Gegensatz zu unsern Beziehungen zu den andern Ländern des Westens, im Stadium der Zunahme befindet; sie steht noch unter keiner strahlenden Sonne aber doch schon unter einem zunehmenden Mond; und wir Japaner lieben den Mond mehr als die Sonne.

So wie wir Japaner den Frühling mehr schätzen als den Sommer, die frühe Aprikosenblüte mehr als die Kirsche, die primitive Kunst mehr als die klassische, das Herbe mehr als das Süße, das Keimende mehr als das Reife, so schätzen wir — das ist eine Erklärung, die ich zur Diskussion stelle — die Verbindung mit Deutschland, weil sie nur im Keime vorhanden und zur Verbundenheit erst ausreifen muß. Wohlverstanden ist dies ein Gedankengang, der meinen Landsleuten nicht unbedingt klar zu sein braucht; ich glaube jedoch, daß er — bewußt oder unbewußt — der treibende Motor in unsrer Freundschaft zu Deutschland ist.

Wir werben noch um die Anerkennung durch den deutschen Menschen, wir kämpfen um das Herz des Deutschen. Und wir lieben den Kampf ebenso heiß wie ihn die Deutschen lieben; wir könnten ohne ihn gar nicht leben, wir wären keine Japaner. Und das ist gewiß etwas, das beiden Völkern gemeinsam ist. Und wir nähren — ganz im Geheimen — die Hoffnung, daß die Deutschen einmal im Philosophischen und in der seelischen Haltung ebenso von uns lernen (und dies zugestehen) möchten, wie wir im Technischen und im Geistigen von ihnen gelernt haben (und es auch zugeben). Dies wäre nämlich erst die volle Anerkennung, nach der wir streben, die Anerkennung der unbedingten Gleichberechtigung des gelben Menschen mit dem weißen. — Ist das deutsche Volk bereit, uns diese

Anerkennung zu zollen? Sie allein wird gänzlich mit unserm — naturgemäß häufig in Selbstüberschätzung umschlagenden — Minderwertigkeitskomplex aufräumen.

Wir empfinden — vielleicht unklar —, daß im Herzen des europäischen Kontinents, in Deutschland, der Mittelpunkt westlicher Geistigkeit liegt. Viel hat sich davon schon nach dem Westen, nach Amerika verlagert, wo sie ganz andre Formen angenommen hat. Daher gehört unsre zweite Liebe, unsre zweite Achtung den Vereinigten Staaten; aber das Wesentliche dieser Geistigkeit ist noch da, im Herzen Deutschlands, wir spüren es ja an der Atmosphäre! Und wir werden es uns nicht ausreden lassen, daß dort mehr zu finden und zu lernen ist, als die Formel, wie man Dieselmotoren baut, wie man Stickstoff aus der Luft gewinnt oder wie man Lungen operiert. Wir wissen, daß wir das Wesentliche am Deutschen, im Deutschen erst zu lernen haben, ebenso wie der Deutsche ins eigentliche japanische Wesen erst eindringen muß. Wir wissen, daß wir noch an den Toren des Deutschtums stehen. Das bekenne ich, der ich von meinem Vater, der zeitlebens eine grenzenlose Bewunderung für alles Deutsche hatte, mit sieben Jahren nach Deutschland auf die Schule geschickt wurde und mich nun seit fünfzehn Jahren um den geistigen und künstlerischen Austausch zwischen den beiden Ländern bemühe.

So viel haben wir, die wir in Deutschland leben durften, immerhin gelernt, daß der Deutsche ein kämpferischer, werdender, ungeformter, unklassischer Mensch ist — und das mit Bewußtsein und sogar mit Stolz. Wir glauben, daß das deutsche Volk noch in vielen Segefeuern ausgeglüht, in viele Formen gezwängt werden muß. Doch haben wir in keinem Lande des Westens soviel um die Form streiten gesehen, so häufig das Wort „klassisch“, das wir in seinem tiefsten Sinn nicht begreifen, aussprechen gehört, wie in Deutschland. Wir glauben, daß in Goethe die Sehnsucht des deutschen Menschen nach der klassischen Form ihren gültigen Ausdruck gefunden hat, und daß daher die große Bewunderung des deutschen Volks für diesen Dichter rührt, die wir naturgemäß nicht in allen Punkten teilen können. Und es scheint, daß wir empfinden: Nur über die deutsche Brücke und möglicherweise sogar mit den Deutschen zusammen werden wir einmal verstehen, was das in Wahrheit heißt: klassisch sein.

Auf der andern Seite sind wir uns bewußt, daß wir Asiaten große, heilsame und vor allen Dingen nützliche geistige Lehren zu vergeben haben. Gewiß, der Deutsche hat unzählige Widerstände zu überwinden — er vielleicht mehr denn jeder andre — ehe er es über sich vermag, bei uns in die Lehre zu gehen; aber er vor allen andern besitzt das geistige Rüstzeug, um diese Lehren zu verarbeiten, und — vielleicht — bedarf er ihrer am meisten.

Mit einem Wort: Die deutsch-japanische Beziehung ist vorderhand weder eine Vernunftehre noch eine Liebesehre; diese letztere Gattung ist leider im Leben der Völker abhanden gekommen. Im Augenblick möchte ich die Verbindung als ein sich den Anschein einer Vernunftehre gebendes „Verhältnis“ bezeichnen, das noch völlig unsicher und ungefestigt und daher umso inniger und — so hoffe ich — aufrichtiger ist. Aus diesem Grunde schätzen wir, die wir bisher mit den europäischen Völkern nicht ausschließlich gute Erfahrungen gemacht haben, das Verhältnis zu Deutschland ganz besonders und hoffen bestimmt, daß es einmal zu einer Liebesehre

heranreifen wird. — Den Anschein einer Vernunftsthe — nun, den zu wahren, gebieten uns im Augenblick die außenpolitischen Umstände, keine Gemeinsamkeit der Absichten oder Ziele, lediglich die Gemeinsamkeit der äußeren Widerstände. Gott verhüte, daß eine solche Sachlage zur Grundlage unsrer künftigen Beziehungen werde, dazu brauchen wir vielmehr bessere, positive, geistige und daher verlässlichere Fundamente. — Es gehört nicht viel dazu, heute die Verbundenheit unsrer beiden Völker zu bekunden; eine solche Verbundenheit muß, soll sie wahr sein, Belastungsproben gewachsen sein. 1914 war sie es nicht; und dies ist ein zu bitteres Kapitel, als daß man es in diesem Jahr anschneiden möchte.

Das Schicksal schenke unsrer jungen Freundschaft Belastungsproben und die geistige Haltung, sie zu bestehen!

Zoltán Szende:

Deutschland von ungarischer Warte gesehen

I. Staat und Staatspolitik

Für das politische und geistige Empfinden des Ungartums galt Deutschland von jeher als „Reich der Mitte“. Als tausendjähriger Vorposten aller westlichen Geistesbewegungen, die ihre letzte vollentwickelte Etappe in Ungarn besitzen, galt für dieses von jeher der deutsche Verbindungskanal als der wichtigste und bleibendste. Als Beweis hierfür mag lediglich der Umstand angeführt werden, daß die große lutherische Glaubensbewegung schon einige Jahre nachher ihren Weg nach Ungarn fand, wo alsbald protestantische Hochschulen eine erfreuliche Blüte erreichten. Noch bekannter ist der gewaltige Anteil des ungarländischen Deutschtums, das seit über einem halben Jahrtausend im Lande ansässig ist, an der Förderung ungarischer Kunst und Wissenschaft. Es genügt, auf den großen Wohltäter der jungen Mütter, Prof. Semmelweis, hinzuweisen, ebenso auf Franz Liszt und viele andere.

Den mit dem deutschen Geistesleben so innig verknüpften ungarischen Beziehungen steht scheinbar die Wahrnehmung gegenüber, daß das Ungartum während des Bestehens des Habsburgerreiches mit Wien stets unerfreuliche Verfassungskämpfe führte und vor genau einem Jahrhundert, als die Idee des Nationalismus zu erwachen begann, in allen Teilen des Landes einen ungarischen Verwaltungsapparat und ungarische Schulbildung statt des bislang geltenden lateinischen einzuführen bestrebt war. Diese Sachlage klärt sich immerhin durch die Erwägung, daß das Ungartum mit Deutschland als geistiges und Volksganzes stets innig verbunden war, nicht aber mit jenen universalistischen Bestrebungen, welche von Wien aus alle Völker des buntgemischten Habsburgerreiches unter einen Hut zusammenbringen wollten. Wenden wir nun die Begriffe „Großdeutsch“ (habsburgisch) und „Kleindeutsch“ (preußische

Führung) in ihrer vor dem Kriege bestandenen Geltung auf ungarische Beziehungen an, so ergibt sich die Tatsache, daß Ungarn stets der reichsdeutschen Idee zugetan war und gerade durch den Sieg bei Königgrätz seine tausendjährige Gestalt durch den Ausgleich 1867 wiedererlangt hatte.

Als Verbindungsweg aus dem sich durch das Friedensdiktat zu Trianon ergebenden slawischen Ring nach dem Westen steht nun Ungarn einzig der deutsche Raum Österreichs offen. Diese durch Frankreich als Rückendeckung gegen Deutschland aufgebaute slawische Präponderanzstellung in Mitteleuropa hatte auch nach dem Kriege für jeden Ungarn Deutschland als natürlichen Schicksalsgenossen erscheinen lassen. Nur hatte dieses ungarische Bestreben mit dem großen Hindernis zu rechnen, daß das weimarische Deutschland, auf die Erfüllung des Friedensdiktats bedacht, Ungarn in seinem Kampf um die Revision der Friedensverträge nicht beispringen wollte. Eine weitere Hinderung in den deutschen und ungarischen Zielsetzungen jener Zeit war in der polnischen Frage wahrzunehmen. Ungarn knüpfte mit der größten Republik Osteuropas, Polen, gleich nach dem Kriege innige Beziehungen an und belieferte Polen während des Bolschewistenmarsches auf Warschau mit seinem gesamten Munitionsvorrat, zu einer Zeit, wo die Tschechoslowakei sich entschlossen gegen jedwede Unterstützung der antibolschewistischen Front erklärte und in Deutschland die Unterstützung Polens durch massenhafte Streiks beantwortet wurde.

Das Dritte Reich brachte nun in diese ganzen Verhältnisse einen erfreulichen Wandel. Ungarn nahm mit großer Genugtuung den ersten großen diplomatischen Erfolg des Dritten Reiches, die vorläufige Schlichtung der gegenüber Polen vorhandenen, schwebenden Fragen auf, und die natürliche Verbündetenstellung Deutschland—Ungarn wird also durch die von Moskau her drohende Gefahr in stets klarer sich abzeichnenden Formen erscheinen.

II. Geistige Beziehungen

Die von jeher bestehenden geistigen Bande zwischen Deutschland und Ungarn fanden nach dem Weltkriege eine bedeutende Festigung durch den seither verstorbenen ungarischen Kultusminister Graf Kuno Klebelsberg, ehemaligen Juristen der Universität Berlin, der die Grundlagen der seither fleißig weitergeführten ungarischen Kulturpolitik niedergelegt hatte. Zur systematischen Verbindung des ungarischen Geisteslebens mit den verschiedenen westlichen Kulturen wurde eine ganze Reihe ungarischer Institute im Auslande gebildet, darunter als eines der größten jenes in Berlin, in Verbindung mit einem ungarischem Lehrstuhl an der Universität. Ungarische Lektorate an verschiedenen anderen deutschen Hochschulen folgten. Immerhin blieb hierbei von ungarischer Seite der Umstand nicht unbeachtet, daß die von Budapest aus angeknüpften Fäden von deutscher Seite nicht im erwarteten Ausmaße aufgenommen wurden. Im weimarischen Zwischenreich und in Nachkriegsungarn standen nämlich von Grund aus entgegengesetzte politisch-geistige Richtungen einander gegenüber. In Ungarn hat der seit 1919, nach der Abstreifung der Räterepublik Bela Kuns, einsetzende sogenannte Neonationalismus mit unerwartetem Erfolg die Säuberung von

Kunst, Literatur, Wissenschaft und sogar zum großen Teile des Wirtschaftslebens von volksfremden Elementen und Richtungen durchgeführt. Bei der internationalen Einstellung des weimariſchen Deutschlands konnten ſolche, aus Urkräften völkischen Werdens herrührende Beſtrebungen freilich kaum Gefallen finden. Umſo freudiger empfand man die Gleichartigkeit der auf geiſtig-ſozialem Gebiet vorhandenen ungarischen Beſtrebungen mit denen im Dritten Reiche.

Daraus ergibt ſich natürlich von ſelbſt eine Vertiefung der deutsch-ungariſchen Beziehungen. Sie ſind auf allen Gebieten wahrnehmbar, von dem ungarischen Exportobſt bis auf die Tauschprofessoren und -ſtudenten, und ſelbſt zwiſchen den Jugendorganisationen beider Länder zeigen ſich ſchon jezt ſehr beachtenswerte Ergebnisse. Es gibt wohl kaum ein größeres deutsches Arbeitslager, wo die trefflichen Leiſtungen ungarischer Gaſtſtudenten nicht bekannt wären. Zur ſyſtematiſchen Ausgeſtaltung der geiſtigen Beziehungen beider Länder wurde zwiſchen beiden Regierungen eine Vereinbarung getroffen, die neben gegenseitigen Stipendien und Professorenaustausch auch die alljährliche Bekanntgabe der wichtigsten wiſſenſchaftlichen und literariſchen Neuerſcheinungen in der Sprache jedes Landes vorſieht.

Als wichtigſte Gewähr für die ſtets auf der bisher beſolgtten Linie weiterzuführenden deutsch-ungariſchen Beziehungen ſei noch ein Wort über die in Ungarn vor über einem halben Jahrtausend mit königlichen Freibriefen angeſiedelten deutſchen Volksgruppen geſagt, die auch heute noch (gegenüber den zwei Millionen Deutſchen des 22 Millionen zählenden Vorkriegsungarns) 600000 Seelen betragen. Ungarn hat dieſen, zumeiſt geſchloſſenen deutſchen Volksgebieten ihre Stammeseigenart ſtets beſaſſen und ein jeder deutſche Beſucher wird mit Genugtuung dem köſtlichen urwüchſigen Dialekt in den ſelbſt in der Bannmeile von Budapeſt vorhandenen alten Schwabendörfern lauſchen. In der heutigen Zeit, wo in vielen Ländern ein Chauvinismus mit einer, ſich über alle Minderheitsverträge und Raſſegrundſätze hinwegſetzenden Energie die Minderheit um ihre grundlegenden Bürgerrechte zu bringen ſucht, führt Ungarn für ſeine deutſchen Minderheiten das biſlang nur teilweise beſtehende deutſche Schulrecht zur Gänze ein. Nichts kann wohl die Empfindungen Ungarns gegenüber Deutschland treffender kennzeichnen, als dieſer Entſchluß ſeiner Geſetzgebung.

So bleibt Deutschland auch heute für das Ungartum „das Reich der Mitte“. Das politiſche Raumempfinden Ungarns kann ſich mit keiner europäiſchen Gruppierung zur Wahrung von Frieden und Gleichgewicht auf unſerem zerrissenen Erdteil verſtehen, welcher nicht auch Deutschland angehört. Europa ohne Deutschland betrachtet jeder Ungar als daſſelbe — was das Friedensdiktat von Verſailles für jeden rechtempfindenden Menſchen bedeutete.

Eine weitere Anzahl intereſſanter Aufſätze über das Thema „Wie Ausländer Deutschland ſehen“ werden noch im Auguſtheft zum Abdruck kommen.

Paul H. Kuntze:

Der große Kreislauf des Deutschen

Wenn wir an die ungeheuren Blutströme denken, die durch die nordische, germanische und deutsche Auswanderung in die Welt hineinfließen, diese stärkten und befruchteten, die aber schließlich meist in fremdem Volkstum aufgingen, dann finden wir als Antriebskräfte äußere, aber auch innere Gründe.

Noch sind die Ursachen nicht einwandfrei erforscht, die die nordisch=fälische Auswanderung veranlaßten, doch stehen sie sämtlich irgendwie mit der Tatsache in Verbindung, daß Nordeuropa am Ende der Eiszeit noch nicht die gleichmäßige Landform, Meeresgestaltung, Temperatur und Regenmenge und damit die Vegetation besaß, wie wir sie seit den letzten drei Jahrtausenden kennen.

Die Gewohnheit dieser Bevölkerungsbewegungen wirkte bei wahrscheinlich gleichzeitigem Eintreten starker Überbevölkerung auf die späteren Wanderungen indo-germanischer und germanischer Völkerstämme ein und lenkte sie nach dem Süden. Immer wieder war wohl die Not in Form der Raumfrage der äußerliche Anlaß der Wanderungszüge in meist sehr menschenarme Gegenden, deren Bevölkerung aber nicht vernichtet oder verändert, sondern nur überlagert wurde. Ja, war der Besitzer des Landes waffenstark, dann gliederten die Germanen sich, ohne eine Waffenentscheidung zu suchen, dem bestehenden Staatswesen friedlich ein.

Auch bei der Betrachtung der deutschen Auswanderung von 1600 bis 1900 ist der äußere Anlaß stets die Not, der Mangel an Land und Arbeit und das Fehlen der Möglichkeit, innerhalb der eigenen Grenzen auch nur die allernotwendigsten Bedürfnisse befriedigen zu können, gewesen. Denn, wenn auch schon 1000 Jahre vor Zeitwende die Kultivierung der weiten Sumpf-, Urwald- und Einödsgebiete zu Wiesen und Feldern in großem Maßstabe begann, so stieg doch die Bevölkerungszunahme meist noch stärker. Später aber verhinderte das Zusammenraffen großer Landgebiete durch Fürsten, Kirche und Adel eine möglich gewesene gerechtere Landverteilung.

Gewiß trieb die meisten von denen, die seit Jahrtausenden der Heimat den Rücken kehrten, die sie aber stets in ihrem Herzen mit sich trugen, das, was wir Abenteuerlust nennen. Diese selbst war aber ebenso bunt und verschiedenartig, wie es der deutsche Volkscharakter und die deutsche Seele sind, bestimmt durch die verschiedenartigen Blutmischungen der nachchristlichen Zeit.

Viele lockte die wärmere Sonne des Südens, das bequemere, sorgenlosere und üppigere Leben. Wikingerblut trieb immer wieder kühne, kräftige Jugend zu Männerkampf und zum Gewinn reicher Beute. Waffenerfahrung suchten die Gefolgshaften der Germanen. Liebe zum Kriegerberuf ließ erfahrene Kämpfer immer wieder dorthin ziehen, wo es in der Welt galt, das Recht zu verteidigen, oft aber auch nur dorthin, wo die Trommel rasselte und wo es Ruhm und Geld zu gewinnen gab.

All dies war aber nicht der innere Grund, der den Deutschen, den Begüterten sowohl wie den Armen, in die Welt ziehen ließ. Wir erkennen diesen vielmehr am klarsten, wenn wir die Geschichte anderer Völker betrachten: Denn alle Völker

und Staaten, die in einzelnen oder in sich geschlossenen Wanderungswellen über die Grenzen ihres Siedlungsraumes stießen, taten dies aus imperialistischen Gründen. Seien es Griechen, Römer oder die großen Kolonisationsvölker der neueren Zeit, stets gingen sie auf Eroberungen aus!

Fast stets waren diese gewaltsamen Besitzergreifungen von der Verdrängung fremder Völker begleitet, meist endeten sie mit deren völliger Vernichtung, z. B. der Karthager, der Numantier, der Opfer Dschingis-Khans, der Azteken und Inkas, der Indianer, der Ureinwohner Australiens und Neuseelands usw.

Meist nahmen die Sieger die Kultur der Besiegten, vor allem aber ihre Sittenverderbnis an, verloren ihr rassisches Gefühl und ergaben sich einem reinen Materialismus. Und je stärker die Zahl der Juden in den Ländern überhand nahm, um so schneller gingen sie ihrem völligen Untergang entgegen. Babylonien und Ägypten, Tyrus und Sidon sind die ältesten bekannten Beispiele hierfür.

Der Deutsche dagegen ist der einzige auf der Welt, der im Verlauf der Geschichte nicht auf Eroberungen ausging, der auch in seinen Kolonien völlig andersartige und neue Wege zur Betreuung und Förderung der farbigen Eingeborenen beschritt. Immer besaß der Deutsche einen kosmopolitischen Hang, einen so starken Sinn für die Welt und ihre Erforschung und für ihre Weite.

Alle Edlen unseres Volkes, die meisten wohl unbewußt, trieb die Sehnsucht an, die Welt nicht äußerlich zu erobern, sondern sie innerlich zu gewinnen, oft in voller Uneigennützigkeit in Liebe zum Göttlichen und zu seinen Mitmenschen schöpferisch von innen heraus neugestalten und zu höheren Zielen zu entwickeln.

So trieb es den Deutschen in alle Länder der Welt. Überall kämpften Deutsche für die Befreiung der Freiheit fremder Völker, erforschten erstmalig ihre Länder, entdeckten für sie ihre alte, längst verschüttete Sprache und Kultur und bereicherten sie mit allem Eigenem. Denn nur wer gibt, kann gewinnen, und nur wer sich ganz verschenkt, baut auf dem neuen Grunde den Reichtum und die Größe seiner Seele auf.

Suchende Sehnsucht zog uns Deutsche seit alten Zeiten von der Enge des alten Landes in die weite Welt. Die Jahrhunderte deutschen Ringens um den Sinn des Lebens und die Aufgaben des Menschen brachten mit den Erkenntnissen die Erfüllung.

Das Kolonialland Preußen begann schon frühzeitig, von sich aus, ein fest mit dem Boden der Heimat verwurzelt Volk heranzuziehen, eine preußische Nation zu schaffen. Wenn die Bildung einer deutschen Nation aber erst jetzt gelang, so liegen die Gründe darin, daß auch der Deutsche jetzt statt seiner Weltgesinnung das Gefühl des inneren Besitzes gewann und in weiser Beschränkung und Selbstdisziplin sich mit dem gleichgerichteten praktisch-nüchternen preußischen Geiste an den Aufbau des Dritten Reiches der Deutschen begibt.

Vom kleinen Deutschland ging der Weg des Deutschen in die große Welt, nach der Eroberung der inzwischen so klein gewordenen wieder zurück in die neue so große und innerlich mit Schätzen erfüllte Heimat. Die innere Gewinnung der ganzen Welt bereicherte die deutsche Seele, der Erfolg aber gab und gibt die Ruhe und Sicherheit, die zu einem Aufbau die Voraussetzung darstellten, der nach Beendigung des großen Kreislaufes aus dem Zentripetalen ins Zentripetale sich wandelt.

Otto Lehmann:

Völkerverbindung durch Luftverkehr

Der Einsatz von Luftfahrzeugen bringt überall, besonders über See, wertvolle Zeitersparnis ein, denn das Luftfahrzeug kann stets die Gerade als die kürzeste Verbindung zwischen zwei Verkehrspunkten wählen, hierzu tritt beim Luftschiff etwa die dreifache, beim Flugzeug etwa die sechsfache Dampfergeschwindigkeit. Aus der Linienführung und aus der Reisegeschwindigkeit ergibt sich also die Transportleistung und damit die verkehrsmäßige Überlegenheit des Luftfahrzeuges im Übersee-Verkehr gegenüber dem schnellsten Dampfer.

Auf dem Südatlantik verkehren deutsche Luftschiffe seit längerer Zeit mit der Regelmäßigkeit der Dampfer, die ersten Nordatlantikfahrten auf verkehrsmäßiger Grundlage haben wir glücklich und erfolgreich beendet, als Studien- und Probefahrten wurden sie zu einer Triumpffahrt deutschen Könnens!

Wir mußten in der Vorzeit stets sehr vorsichtig und überlegt ans Werk gehen — stets das große Verkehrsziel einer besseren Zukunft fest im Auge! —, über die systematische Einzelleistung zur planmäßigen Verkehrsleistung kommen, die nur Erfolg haben konnte, wenn sie sich der Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit der erprobten wassergebundenen Verkehrsmittel anglich und sie mit der Schnelligkeit schlug.

Worin besteht diese Leistung?

Einmal in Konstruktion und Bau, dann in der systematischen Steigerung der Langstreckenleistung.

Konstruktion und Bautechnik finden beim Luftschiff ihre Krönung in der bequemen Unterbringung eines Höchstmaßes von Passagieren und Nutzlast, hieraus folgert, daß so ein Luftschiff auch wirtschaftlich arbeiten kann, daß heißt, daß es aus den Passage- und Frachteinnahmen bereits einen großen Teil der Unkosten selbst deckt. Wie das Verhältnis zwischen Unkosten und Einnahmen im Augenblick ist, ist nicht bekannt. Schlecht wird es sich sicher nicht anlassen. Das Primäre sollte die Passagierbeförderung sein, der erforderliche Raum für Frachten ließ sich finden, der Raum für Reisende mußte aber eine dem Luxus-Passagierdampfer ebenbürtige Unterkunft schaffen. Beide Aufgaben sind bei dem LZ. 129 „Hindenburg“ trefflich gelöst worden.

Wir sind mit dem „Hindenburg“ 22 000 Kilometer nach Rio de Janeiro gefahren, die Nordatlantikkreife nach New York hat das Schiff in zirka 50 Stunden geschafft; schneller sind die Ozeane mit so viel Passagieren und Fracht von irgend einem Fahrzeug, auch nicht von einem Luftfahrzeug, nicht gemeistert worden.

Wir sind gefahren, Stunde um Stunde, Tag um Tag, über uns der Himmel, unter uns meist Wasser, die Wüste des Ozeans . . . still, aufgeregt, tückisch . . . mit Rückenwind, Seitenwind und Schiebewind und mit Gegenwind. Ob „Fahren“ ganz

der richtige Ausdruck ist, sei dahingestellt, technisch ist er es bestimmt. Aber „Fahren“ ist nach landläufigen Begriffen im allgemeinen mit unfreiwilligen Bewegungen des Fahrzeuges verbunden. Schiffe, die hier bevorzugt zum Vergleich heranzuziehen wären, stampfen, rollen, schlingern und stecken die Nase ins Wasser und machen all die Bewegungen, die beim Menschen die Seekrankheit erzeugen.

Nichts von alledem beim Luftschiff „Hindenburg“, es gleitet dahin, ganz gleichmäßig, ruhig, monoton, man spürt überhaupt keine Bewegung, die einem unangenehm ist, man spürt nichts . . . auch dann nicht, wenn es wie am Ausgang des Kanals bei der Riofahrt oder später auf dem Nordatlantik ganz anständig bläst und pustet.

Wenn man also gefragt wird, wie denn nun eine solche Reise im Luftschiff ist, so kann man guten Gewissens sagen: ich kenne kein anderes Verkehrsmittel, und es gibt einfach keins, das in gerader, also in kürzester Linie über See so schnell, so leistungsfähig, so sicher, so ruhig und daher so vollkommen seinen vorgeschriebenen Weg dahinzieht und: das dem Reisenden ganz den gleichen Komfort, ganz den gleichen Luxus bietet wie jeder Luxusdampfer.

Da das Luftschiff gegenüber dem Flugzeug in der Langstreckenleistung führt und Zwischenlandeplätze nicht nötig hat, dazu eine große Reserve an Ausweichkilometern, so steht dem Luftschiff aller Raum zwischen zwei Verkehrspunkten, zwischen Frankfurt am Main und New York=Lakehurst oder Rio de Janeiro zur Verfügung. Das Luftschiff als Bindeglied der Völker und als Verkehrsbrücke zwischen Erdteilen ist praktisch souverän in der Wahl des Weges. Ein Zahlenbeispiel belegt die Reserve an Ausweichkilometern: für „Hindenburg“ kamen bei der ersten Südamerikafahrt auf 10 000 normale Reisekilometer 60 Tonnen Treiböl für die vier Motoren. Das Ausbiegen über Holland kostete zirka 1000 Kilometer und mit zehn Tonnen gleich ein Sechstel gleich 17 v. H. Reserve landeten wir in Rio, man hätte also noch recht erhebliche Umwege machen können, um ungünstigen Wettern auszubiegen.

Ist das Flugzeug noch auf Zwischenstationen — Inseln oder Hilfschiffe — angewiesen, so ist das Luftschiff hiervon frei, es sucht sich seinen Weg nach Maßgabe der Wetterlage und den Wettermeldungen, die es von beiden Ufern und von Schiffen aufnimmt.

Das Flugzeug fühlt sich mehr und mehr an die gesteigerte Langstreckenleistung und damit an die völkerverbindenden Aufgaben heran. Schiffe mit Schleudervorrichtungen, Katapult genannt, erleichtern ihm den Start im voll ausgelasteten Zustande, der vom Wasser her nur sehr schwierig oder unter Verzicht auf Ladung — gleich Nutzlast — möglich wäre. Das Katapult steigert also die wirtschaftliche Ausnutzung des vorhandenen Laderaumes. Dieser dient dem Austausch von Waren und Post zwischen den Völkern.

Aus den Leistungen beider Gattungen von Luftfahrzeugen ergibt sich eine klare und harmonische Arbeitsteilung: dem Luftschiff gehört zur Zeit ganz der Personenverkehr und der Transport schwerer und zugleich sperriger Lasten, dem Flugzeug bleibt der Posttransport, dem die größere Geschwindigkeit zu Gute kommt. So ist

jeder in seinem Aufgabenkreis voll beschäftigt, was das Luftschiff als Dauerleistung schafft, macht das Flugzeug in Etappen.

Der Planverkehr mit Südamerika ist unumstößliche Tatsache, an den gleichen Verkehr mit Nordamerika werden wir uns heranarbeiten, Erfahrungen sammeln und diese nutzbringend im Bau von Schiffen und im verkehrsmäßigen Einsatz auswerten. „Hindenburg“ wird im Jahre 1936 noch mehrere Fahrten nach Südamerika und nach Nordamerika ausführen. Die bisher erledigten Nordatlantikfahrten waren ebenso ein voller Erfolg wie ein sehr erfolgversprechender Auftakt.

B r i e f e f l i e g e n ü b e r d e n O z e a n , M e n s c h e n f a h r e n . . .

Auch die Deutsche Luft Hansa wird in diesem Sommer auf den südlichen Nordatlantik gehen und sich in gleicher Weise an ihre Aufgaben heranarbeiten, auch ihr stehen die auf dem Südatlantik im Südamerikadienst gesammelten reichen Erfahrungen zur Verfügung. Jeder hat seine Vorarbeiten geleistet, mit sogenanntem „halbem Programm“. Dieses „halbe Programm“ verbietet vernunfts- und verstandesmäßig ein Greifen nach Sternen, die bekanntlich unerreichbar sind. „Halbes Programm“ heißt, Einzelleistung an Einzelleistung reihen, diese eines Tages stillschweigend miteinander verbinden, langsam steigern und Mensch und Maschine an die Aufgaben und damit an das Ziel ruhig heranzuführen, das Problem stückweise meistern.

Man kann als Deutscher stolz sein auf unsere Luftverkehrsleistungen über See, von Volk zu Volk, von Erdteil zu Erdteil. Ist es nicht eine phantastische Verkehrsleistung, wenn unser Luftschiff von Küste zu Küste, von Feuerschiff zu Feuerschiff, in 52 Stunden den Nordatlantik meistert und von Friedrichshafen bis New York 60 Stunden unterwegs war? Man lebt heute in einer Welt ohne Entfernungen, man muß sich andere Grundbegriffe von Raum und Zeit angewöhnen, man muß umlernen, muß neu denken. Vielleicht kommen wir noch im Zeitalter der Verkehrsjuperlative zu kurzen Zwischenlandungen unmittelbar an den Küsten, damit der anspruchsvolle Reisende nur zwei Tage braucht . . .

Die endgültige Gestaltung der Fahr- und Flugpläne bestimmen Erfahrung und Praxis an der Hand der technisch möglichen Durchschrittsleistung. Nach den Studienfahrten dieses Sommers auf dem Nordatlantik, nach eifrigen Proben und Studien aller Art wird man dann im Bau und im Einsatz von Luftschiffen sehr viel klüger sein als heute und gewonnene Erkenntnisse zur Norm erheben können.

Der zu so einer Fahrt eingeladene Pressemann — ich fuhr nach Rio — bekommt einen Fahrtausweis, der da lautet: Von Friedrichshafen nach Friedrichshafen ü b e r R i o o d e r ü b e r N e w Y o r k . Das hat nicht nur für Jungfernfahrten einen tiefen Sinn, praktisch wird sich so etwas sogar sehr häufig wiederholen, denn wenn man in Zukunft in etwa drei Tagen bequem von Berlin nach Rio oder New York gelangen kann, sich dort zwei Tage aufhält, um nach weiteren drei Tagen wieder im heimatlichen Geschäft zu sein, so dürfte das den persönlich geleiteten und beeinflussten Handel von Erdteil zu Erdteil, von Volk zu Volk in Ausmaßen befruchten, die man noch gar nicht abschätzen kann. Eins steht heute schon fest, daß so ein Kunst-

werk wie unsere Luftschiffe zur lebendigen Völkerbrücke werden und daß es etwas Ähnliches oder Gleichwertiges in absehbarer Zeit nicht gibt.

Eine Leistung wird dadurch nicht geringer, daß sie wiederholt wurde, ein Unterschätzen der Leistung aus lässiger Gewohnheit ist ein Unrecht gegenüber den Männern, die sie immer wieder gegen die Tücke des Objektes erzwingen müssen.

Die Amerikaner zogen bereits aus der ersten Probefahrt eine voll anerkennende Bilanz. Sie sehen den Planverkehr (ein wenig verfrüht!) als Tatsache an, loben die Sicherheit der Durchführung als eine hundertprozentig gelöste Frage und sind der Ansicht, eine Linie Europa—USA. sei rentabel und bleibe es. Wir werden den Amerikanern ihre begeisterte Zustimmung *b e w e i s e n*, jede Fahrt des „Hindenburg“ soll eine Botschaft des Dritten Reiches zur Förderung der kulturellen und wirtschaftlichen Annäherung der beiden großen Nationen sein!

Oeltze von Lobenthal:

Die Planwirtschaft in der Welt

In Deutschland haben wir mit allen Mitteln die Not der Arbeitslosigkeit bekämpft und am wirtschaftlichen Aufbau gearbeitet. Dabei ist uns wenig Zeit für theoretische Betrachtungen übrig geblieben. Andererseits ist es aber immer interessant, die wirtschaftspolitische Entwicklung im Ausland zu beobachten. Ein gegebener Anlaß ist die zwanzigste Tagung der internationalen Arbeitskonferenz, die sich im Juni 1936 in Genf abgespielt hat. Aus dem Bericht des Direktors können wir einen guten Überblick über die Neuordnung von Industrie und Landwirtschaft anderer Länder gewinnen.

Die große Frage nach Privat- oder Staatswirtschaft drängt überall nach einer Lösung. Mit der Weltkrise hat sich die Überzeugung durchgesetzt, daß es im unregulierten Wettbewerb, der viele Volkswirtschaften nahezu zerstört hat, nicht mehr weiter geht. Politische Propheten und theoretische Wirtschaftler haben eine Planwirtschaft befürwortet, die fraglos zur Erstarrung führen muß. Die richtige Lösung wird eine Zwischenlösung sein, bei der sich die planende und leitende Hand des Staates mit einem gesunden Unternehmungsgeist verbindet.

Für uns ist es ziemlich gleichgültig, ob man diese Wirtschaftsführung Planwirtschaft oder gesteuerte Wirtschaft nennt. Die Hauptsache ist, daß wir unsere politischen Ziele erreichen, um allen Volksgenossen Arbeit und einen guten Lebensstand zu sichern. In den äußersten Fällen wird es notwendig sein, in gewisser Weise die Preise zu regeln sowie die Erzeugung und die Betriebsanlagen zu beeinflussen. Im allgemeinen genügt es aber, bei freiem Wettbewerb einzelne Beschränkungen im Interesse unseres Volkes durchzuführen. Wir benützen also in Deutschland nach dem

Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit die Maßnahmen der Planwirtschaft und der gesteuerten Wirtschaft.

Alle übrigen großen Wirtschaftsgebiete sind andere Wege gegangen. In den Vereinigten Staaten sollte nach den Plänen von Roosevelt der wirtschaftliche Wiederaufbau erreicht werden. Die Neuordnung der Industrie ist aber durch die Aufhebung der Wettbewerbsordnungen aufgehalten worden. Nach Überwindung der schlimmsten Krise wollten verschiedene Wirtschaftskreise nicht mehr die leitenden staatlichen Maßnahmen, die sie vorher als einziges Mittel gegen die Unterbietung der Preise und Löhne anerkennen mußten. Nach dem Urteilspruch des Obersten Gerichtshofes wurde versucht, mit dem Bundeswirtschaftsausschuß die freiwilligen Vereinbarungen für einen angemessenen Wettbewerb als verbindlich zu erklären. Im Bericht der internationalen Arbeitskonferenz wird aber festgestellt, daß es bisher noch keine Genehmigungen gegeben hat. „Es fragt sich auch“, so heißt es dort weiter, „ob auf die Dauer eine Rückkehr zum ungehinderten Wettbewerb der amerikanischen Wirtschaft zum Vorteil gereichen wird“.

Die wirtschaftliche Lenkung ist in Großbritannien in der Kohlen-, Baumwoll-, Eisen- und Stahlindustrie weiter gekommen. Die Kohlenindustrie hat in jedem Bezirk eine Hauptabsatzstelle eingerichtet und von der Baumwollindustrie ist die Stilllegung von zehn Millionen Spindeln beschlossen worden. Außerdem hat die Eisen- und Stahlindustrie den Britischen Eisen- und Stahlwerkverband gebildet, um die Ausfuhr und Einfuhr der ganzen britischen Stahlindustrie zu regeln. Mit dem Beitritt zum internationalen Stahlkartell wurde der Einfuhrzoll von etwa 50 auf 20 v. H. herabgesetzt.

In Frankreich ist die Entwicklung durch die Regierung der Volksfront unübersichtlich geworden. Es muß abgewartet werden wie sich das Experiment der 40-Stundenwoche auf Erzeugung, Preise und Ausfuhr anläßt. Auch der kollektive Arbeitsvertrag mit dem jährlichen Urlaub wird weitgehende wirtschaftliche Wirkungen nach sich ziehen. Die französische Sozialpolitik holt nur das nach, was wir in Deutschland auf sozialem Gebiete schon seit langer Zeit besitzen. Eine durchgreifende sozial- und wirtschaftspolitische Neuordnung wird aber in dem parlamentarischen Staate unter dem Zeichen des Klassenkampfes nicht möglich sein. — Leitende Wirtschaftsmaßnahmen sind in letzter Zeit nur bei den Einheitspreisgeschäften und für die Schuhwirtschaft eingeführt worden.

Mit der Regelung der wirtschaftlichen Tätigkeit hat dagegen Italien im vergangenen Kriegsjahr große Fortschritte gemacht. So hat die Chemie-Korporation wichtige kriegswirtschaftliche Beschlüsse gefaßt, die sich auf die Treibstoffe, Seilmittelerzeugung und Zollerhebung erstrecken. Beachtenswert war auch die Anwesenheit von Arbeitervertretern auf den Tagungen der Korporationsräte, wodurch sie Einblick in die gesamte Lage der Industrie gewinnen konnten. Besonders wichtig sind die Maßnahmen vom März 1936, mit denen die Bank von Italien verstaatlicht wurde. Mit anderen großen Finanzinstituten ist das ganze Kreditwesen der staatlichen Aufsicht unterstellt worden. Weiterhin verkündete Mussolini die Verstaatlichung aller wichtigen Schlüsselindustrien für die Landesverteidigung.

Die große Preisspanne zwischen landwirtschaftlichen Preisen und Kartellpreisen hat in Polen das Eingreifen des Staates erforderlich gemacht. Die Preise für industrielle Güter, die von der Landwirtschaft gebraucht werden, sind von 100 im Jahre 1928 auf 71 im Jahre 1934 gesunken. Die Landwirte mußten dagegen einen Preisverfall für ihre Erzeugnisse von 100 auf 34 mitansehen. Die Regierung hat deshalb 93 Kartelle aufgehoben, 14 lösten sich freiwillig auf. Diese 107 Kartelle besaßen allerdings nur 60 Millionen Zloty Betriebskapital gegen 1100 Millionen Zloty bei den übrigen Kartellen. Der staatliche Einfluß hat es aber fertig gebracht, daß sie ihre Preise wesentlich herabsetzen mußten.

Im Aufbau von wirtschaftlichen Organisationen ist auch Portugal weiter gekommen. Für die wichtigsten Erwerbszweige des Landes, Fischfang und Landwirtschaft sind verschiedene Verbände gebildet worden, die an den Maßnahmen der Regierung zur Verbesserung der Lage auf dem Weizen- und Weinmarkt mitgearbeitet haben. Wie stark bei den portugiesischen Staatsmaßnahmen sozialistische Ziele gelten, geht aus einer Erklärung von Prof. Salazar hervor: „Wir wünschen den ungesunden Wettbewerb, und nur diesen, zu beseitigen, und wir sind bestrebt, durch gemeinsame Maßnahmen die Erzeugung dem Verbrauch anzupassen. Es liegt jedoch auf der Hand, daß der Staat bei der Förderung einer solchen Organisation nicht nur die materiellen Belange der in Betracht kommenden Unternehmungen zu berücksichtigen hat. Wenn eine Verbesserung der Lage gerechtfertigt sein soll, darf sie nicht nur dem Allgemeininteresse nicht entgegenlaufen, sondern muß vielmehr mit diesem Interesse zusammenfallen, und einer Festigung der Verhältnisse muß eine Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Arbeiter folgen.“

Ziemlich am Schluß vom Bericht des Direktors der internationalen Arbeitskonferenz werden auch die deutschen Maßnahmen gestreift. Zunächst wird unsere lückenlose Statistik als unvollständig bezeichnet und dann festgestellt, daß wir mit der Devisenüberwachung den ganzen Außenhandel regeln. Es wird weiterhin erwähnt, daß wir die Neuinvestierung in 30 Erzeugungszweigen verboten haben. Die Versuche mit den Kalkulationskartellen werden als beachtenswert bezeichnet. Richtig ist ferner die starke Beachtung des Reichsarbeits- und Reichswirtschaftsrates, wobei gleichzeitig eine übermäßige Bürokratisierung wirtschaftlicher Angelegenheiten befürchtet wird. So skeptisch wie der Direktor unsere wirtschaftliche Aufbauarbeit beobachtet, so kann er doch an der Tatsache nicht vorbeigehen, daß die deutsche Arbeitslosigkeit von über 6 Millionen auf nunmehr unter 1,5 Millionen gesunken ist.

Wir haben die planwirtschaftliche Entwicklung in vielen Ländern verfolgt, um festzustellen, daß überall nach einer Neuordnung der Industrie und Landwirtschaft gesucht wird. In Deutschland werden ganz neue Wege beschritten, die das Ausland häufig nicht verstehen kann. Dafür sind sie aber den deutschen Bedürfnissen angepaßt und bringen uns den Erfolg, daß unsere Menschen Arbeit, Brot und Arbeitsfrieden haben. Auf dieser Grundlage sind wir immer wieder bereit, mit allen Ländern der Welt in friedlicher Arbeit die großen sozialen und wirtschaftlichen Probleme zu lösen.

Querschnitte

Deutsche Musik wirbt im Ausland. Vor kurzem gaben die Berliner Philharmoniker unter der Leitung von Professor Abendroth in Bukarest zwei Orchesterkonzerte deutscher Musik. Die Aufnahme, die diese Veranstaltungen in der rumänischen Hauptstadt gefunden haben, war glänzend. „Ein unbeschreiblicher Jubel“, schreibt das „Bukarester Tageblatt“ wörtlich, „ein Jubel, wie ihn Bukarest sonst überhaupt nicht kannte, umgab auch den zweiten Abend dieses überirdischen Orchesters. . . Die Bukarester trennten sich nur schwer von diesem Festraum, der Zeuge eines nie dagewesenen Erfolges gewesen ist. Wir aber rufen den Berliner Philharmonikern mit unserem Dank für ihren Besuch ein herzliches ‚Auf Wiedersehen!‘ zu.“

Das Deutsche Landestheater in Rumänien hat das 3. Spielfahr unter der Führung von Gust Ongyertth in Hermannstadt beendet. Etwa 80000 Besuchern in 26 Spielorten wurden rund 250 Vorstellungen geboten, die durchwegs ein Ansteigen der künstlerischen Linie bedeuteten. Besonderen Erfolg hatten Schauspiele wie Kleists „Prinz Friedrich von Homburg“, die Oper „Der Freischütz“ und die Operetten „Die Fledermaus“ sowie „Der Vogelhändler“.

58 Mitglieder beschäftigte das Landestheater in diesem Jahre, nachdem ihm ein kleines Orchester angeschlossen worden war. Die einzelnen Spielzeiten konnten verlängert werden, so daß das Ziel einer Beschäftigung für zehn Monate für alle Mitglieder bald erreicht sein dürfte. Die Mitglieder des Landestheaters haben auch in diesem Jahre mit voller Hingabe, unter oft sehr schwierigen Verhältnissen wichtige Volkstumsarbeit geleistet, die nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Das Fest der Brasilien-Deutschen. Der 25. Juli ist der Festtag im Leben der Deutschen in Brasilien. Es ist der Tag der ersten deutschen Einwanderer in Rio Grande do Sul vom Jahre 1824. Aus den ersten bescheidenen Pflanzungen des damals gegründeten Sao Leopolda ist dann im Lauf des Jahrhunderts der große Baum der deutschen Kolonisation in Südbrasilien hervorgewachsen, dessen Früchte ebenso dem brasilianischen Staat wie den Nachkommen der Einwanderer zum Segen wurden und immer noch in reichem Maße werden. Die Jahrhundertfeier vor 12 Jahren ließ zum erstenmal diese Erkenntnis wieder gemeinsam aufflammen. Aber erst nachher begann der Aufstieg dieses schicksalreichen Gedenktags, der heute das Symbol einer völkischen Gemeinsamkeit zu werden beginnt. Wir haben kein Beispiel in der Geschichte des Auslandsdeutschtums, wie der Erinnerungswert eines Tages eine ähnlich starke Lebenskraft entfalten kann, daß an ihm Tausende von zerstreuten Kolonien sich zur Volksgruppe zusammenfinden.

Der Wellenschlag der deutschen Revolution von 1933 trug natürlich das seine mit dazu bei, aber schon vorher hatten verantwortungsbewußte Männer in Rio Grande do Sul zu werben begonnen und den Ruf zur Sammlung durchs Land getragen. Ihren Bemühungen war der Erfolg zu verdanken, daß 1934 der 25. Juli als „Dia do Colono“ vom Gouverneur in Rio Grande, General Flores da Cunha, zum Staatsfeiertag erklärt wurde. Damit hatte die deutsche Kulturleistung in diesem Staat eine offizielle Anerkennung erfahren, die nichts als gerecht war, die aber das Deutschtum dort und in den Nachbarstaaten auf eine nie gekannte Weise zu lang vermisstem Selbstbewußtsein erhob. Ein Jahr später folgten Santa Catharina und Parana diesem Beispiel und auch in Sao Paulo, Rio de Janeiro, Espirito Santo und den Nordstaaten feierten die deutschen Brasilianer unter Teilnahme ihrer lusobrasilianischen Mitbürger „Unseren Tag“ als den Ehrentag des deutschen Kolonisten und seiner geschichtlichen Leistung.

Aber immer noch zerfielen die unzähligen Kolonien und Vereine in lose Einzelgruppen. Es ist das besondere Verdienst von Fritz Rotermund in Sao Leopolda und seines Freundeskreises, daß in diesem Jahr eine neue entscheidende Stufe in der Entwicklung zur völkischen Gemeinsamkeit erreicht wurde. Vor ein paar Monaten erließen diese Männer einen Aufruf, daß sich die bestehenden Organisationen in Rio Grande do Sul zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenschließen sollten, die im Auftrage des gesamten Deutschtums im Staat die Rechte der Deutschbrasilianer wahrte und den Gedanken des 25. Juli verbreitete. Heute ist diese „Arbeits-

gemeinschaft 25. Juli“ geschaffen, alle Verbände von Kirche und Schule, Konfessionen und Ständen, Kultur- und Sportorganisationen deutscher Art haben sich in ihr zusammengefügt und ein festes Programm ihrer Gemeinschaftsarbeit als Deutsche und Brasilianer aufgestellt. Damit ist zum erstenmal, in gesunder und organischer Weise, das ganze deutsche Volk von Rio Grande auf eine gemeinsame Ebene getreten; man darf hoffen, daß auch die anderen Staaten sich der Bewegung anschließen und bald in einer großen Arbeitsgemeinschaft ein Band um alle Deutschen schlingen.

Jeder dritte Agramer spricht Deutsch. Die Stadt Agram (Zagreb), die kroatische Landeshauptstadt, zählt nach den Ergebnissen der Volkszählung vom Jahre 1931: 185531 Einwohner, von denen, wie die Agramer Zeitung „Novosti“ mitteilt, nur 46989 in der Stadt selbst geboren sind. Wie die Zeitung weiter berichtet, sprechen rund 51000 Agramer Deutsch, und zwar handelt es sich hier in der Hauptsache um Kroaten, die sich des Deutschen neben ihrer Muttersprache bedienen. Darnach beherrscht also fast jeder dritte Agramer die deutsche Sprache. Die übrigen Sprachen treten demgegenüber stark zurück.

Deutsches Kunstgewerbe in Istanbul. Auf ihrer an Erfolgen reichen Fahrt ist die Wanderausstellung für deutsche Kunst und deutsches Kunstgewerbe über Belgrad, Sofia, Athen, Ankara auch nach Istanbul gekommen, der letzten und wahrscheinlich auch der glanzvollsten Station. Die Ausstellung hat Unterkunft in einem Palast am Bosphorus gefunden. Es ist der Palast von Sındıklı, in dem vor dem Weltkrieg das Parlament tagte und in dem sich gegenwärtig die Akademie für Schöne Künste befindet. Die Schönen Künste, wie Malerei und Bildhauerei, waren in der alten Türkei durch religiöse Vorurteile beinahe veremt. Aber das tief wurzelnde Verhältnis zur Kunst in ihrer Anwendung auf das tägliche Leben, wie es in Waffen, Hausgeräten und vor allem in Teppichen und Fayencen sich häufig in wunderbarer Vollendung äußerte, wirkt in der türkischen Seele fort. Darum fanden hier die Erzeugnisse des deutschen Kunsthandwerks, wie sie von der kundigen Hand des Direktors des Städtischen Kunstgewerbemuseums in Leipzig, Dr. Wichmann, in der Wanderausstellung zusammengestellt wurden, besonderes Interesse.

Neue Wagner-Dokumente gefunden. Nach einer Meldung aus München sind in einem Schulhaus im bayerischen Mittelschwaben neue Wagner-Dokumente gefunden worden. Es soll sich dabei um einen Originalbrief Richard Wagners und einen Klavierauszug der „Meistersinger“ als Druckbogen mit eigenhändigen Korrekturen Wagners handeln. Das letzte Dokument könnte von größter Bedeutung sein, da es wertvollen Einblick gibt in die Drucklegung und Vollendung des Meistersinger-Klavierauszuges. Die Dokumente stammen von dem Kapellmeister Ludwig Eberle, der sich um die Berliner Erstaufführung der „Meistersinger“ große Verdienste erwarb und die Papiere als Anerkennung von Richard Wagner erhalten hat. Gefunden wurden sie jetzt bei einem Bruder Eberles, der als Lehrer in Mittelschwaben wirkt.

Über die Jahrhundertfeiern der Buchdruckerkunst. Unlängst hielt die Gutenberg-Gesellschaft in Mainz ihre diesjährige Generalversammlung ab. Auf der Tagesordnung stand ein Thema, das schon wegen der nahen Halbttausendjahrfeiern der Druckkunst außerordentlich zeitgemäß ist: „Über die Jahrhundertfeiern der Buchdruckerkunst.“ Der Gutenberg-Forscher Dr. Cronnier äußerte sich darüber:

Aus dem Jahresbericht der Gutenberg-Gesellschaft (abgeschlossen im Juni 1936) geht hervor, daß im abgelaufenen Jahre wesentliche Veränderungen im Mitgliederbestand nicht erfolgt sind. An neuen Veröffentlichungen erschienen 1935/36 das gewichtige Gutenbergjahrbuch 1936 und zwei „Kleine Drucke“, nämlich eine Schrift von Karl Schottenloher über „Der Buchdrucker als neuer Berufsstand im 15. und 16. Jahrhundert“ und eine weitere von Adolf Cronnier über „Gutenberg, den Mainzer Pfalter und einen Schelmenstreich“.

Eine besondere Betrachtung verdient natürlich vor allem das Gutenbergjahrbuch. Die 32 Autoren, die daran mitarbeiteten (unter ihnen dreizehn deutsche) bedienten sich der deutschen,

der englischen, französischen, italienischen und spanischen Sprache. Von den Beiträgen heben wir nur einige hervor: einen Aufsatz von Professor Zeno Ruziela über den Deutschen Schweitpold Fiol als Begründer der ukrainischen Buchdruckerkunst und eine sehr interessante Schilderung des Buchdrucks im Dienste der Wertpapier- und Geldherstellung von Franz Helmberger.

Selbstverständlich wendet sich die Aufmerksamkeit der Gutenberg-Gesellschaft nun in steigendem Maße der 500-Jahr-Feier der Druckkunst zu. Mainz und Leipzig werden sich in die Feierlichkeiten 1940 teilen. Mainz wird dabei vor allem die Tat Gutenbergs und ihre Auswirkungen zur Darstellung bringen, während Leipzig als die deutsche Bücherstadt die moderne Kulturbedeutung des Buchdrucks hervorhebt. Über die Ausgestaltung des Gutenbergmuseums ist an dieser Stelle schon mehrfach berichtet worden.

Eine Gutenberggrabstätte in Mainz. Bei den Ausgrabungen auf dem Gelände, wo die 1742 niedergelegte Franziskanerkirche in Mainz stand, in der Gutenberg seine letzte Ruhestätte fand — gegenwärtig befindet sich hier ein Autoparkplatz —, wird man aller Voraussicht nach auf die Gebeine und Schädel der hier Bestatteten stoßen. Die Stadt Mainz beabsichtigt, die Funde in einem großen Sarkophag beizusetzen, der die Inschrift tragen wird: „Hier ruht Gutenberg unbekannt unter Unbekannten“; die Gutenberg-Stadt wird damit um eine Gedenkstätte reicher sein, zu der im Ausstellungsjahr 1940 viele Jünger der „Schwarzen Kunst“ pilgern werden.

Die Handschrift des Hildebrand-Liedes. Die älteste und zugleich einzige Handschrift, die auf reichsdeutschem Boden von den alten germanischen Heldengesängen urkundlich Zeugnis gibt, das „Hildebrand-Lied“, wird auf der Ausstellung „Deutschland“ vom 18. Juli bis 16. August in Berlin gezeigt. Das Lied, von der Hand zweier Mönche im Kloster zu Sulda um das Jahr 800 von einer älteren Handschrift auf die Umschlagdeckel eines geistlichen Buches abgeschrieben, wird unter besonderen Vorsichtsmaßnahmen von ihrem gegenwärtigen Aufbewahrungsort in der Hessischen Landesbibliothek zu Kassel nach der Reichshauptstadt gebracht.

Austausch junger Kaufleute mit Mexiko. Wie das Regierungsblatt „El Nacional“ mitteilt, wurde in Mexiko City auf Anregung des mexikanischen Gesandten in Berlin, Dr. Leonides Andreu Almazan, ein Austauschschuß junger Kaufleute gebildet, der demjenigen in Deutschland entspricht. Diesem mexikanischen Ausschuß gehören führende Persönlichkeiten des Wirtschaftslebens an.

Wie die Konföderation der mexikanischen Handelskammern mitteilt, ist die Anregung für diesen Schritt darauf zurückzuführen, daß in den Wirtschaftskreisen aller Länder heute der Wunsch besteht, der jungen Generation die Kenntnisse und Erfahrungen zu vermitteln, die sie notwendig für ihre weitere Ausbildung braucht. Es wird darauf hingewiesen, daß Deutschland als erstes Land praktische Schritte in dieser Richtung unternommen und sich mit den entsprechenden Kreisen einer Anzahl fremder Länder in Verbindung gesetzt hat. Diese Bestrebungen erfüllen seitens der mexikanischen Wirtschaftskreise jegliche Förderung.

Deutsche Siedlung in der Tatra. Im ehemaligen ungarischen Komitat Neutra, das jetzt zur Tschechoslowakei gehört, liegt das Ziargebirge. An der Wasserscheide der oberen Neutra und dem Turz, eingebettet in ein Tal zwischen der Kleinen und Hohen Tatra, finden sich zwei deutsche Gebirgssiedlungen, die schon seit vierhundert Jahren bestehen, aber bis heute noch fast unbekannt waren: Hedwigshäu und Brestenhäu, beide 1488 gegründet.

Steinig ist der Boden, der nie so viel Ertrag bringt, daß die kinderreichen Familien sorglos davon leben könnten. Daher ist in diesen deutschen Siedlungen kein Reichtum zu finden. Die deutschen Schutzverbände der Tschechoslowakei haben sich besonders dieser bedrängten Volksgenossen annehmen müssen, zumal es den Siedlern aus den Gebirgsdörfern kaum noch möglich ist, sich, wie früher, als Feldarbeiter anderwärts zu verdingen.

Bisher waren die beiden deutschen Dörfer nach dem benachbarten Windisch-Probren eingepfarrt, einem slowakischen Dorf, wo Protestanten und Katholiken Kirchen besitzen. Allerdings

konnten die deutschen Siedler dort nur die slowakisch gehaltenen Gottesdienste besuchen. In diesem Frühjahr ist es gelungen, in Hedwighshäu eine deutsche katholische Kirche zu errichten. Auch eine deutsche evangelische Kirche soll demnächst erbaut werden. Deutsche Schulen besitzen beide Dörfer; doch ist es dringend nötig, für sie noch Mittel aufzubringen. Die Schule in Hedwighshäu besteht seit 1918. Sie ist nur dreiklassig und hat nur ein Schulzimmer zur Verfügung. Der Deutsche Kulturverband in der Tschechoslowakei hat sich jetzt dieser Schule angenommen. In Brestenhäu gibt es — seit drei Jahren — nur eine zweiklassige deutsche Schule. Vorher mußten die deutschen Kinder die slowakische Schule besuchen. Nur der Beharrlichkeit der deutschen Bevölkerung ist es zu danken, wenn sie schließlich doch die Errichtung der eigenen Schule durchsetzte.

„Parsifal“ in der Toppoter Waldoper. Als vor acht Jahren Richard Wagners Bühnenweihespiel „Parsifal“ von der Toppoter Waldoper zur Aufführung im Rahmen der Richard Wagner-Festspiele bestimmt war, gab es manche Bedenken. Aber die Aufführung unter der Leitung von Hermann Merz und Max von Schillings brachte alle Befürchtungen zum Schweigen. Schillings selbst schrieb damals über seine Eindrücke jener „Parsifal“-Aufführung im Toppoter Walde: „Die Bühne weitet sich zum All, ein Hauch des Ewigen war genah.“

Die östlichste deutsche Bühne. Das Theater hat im Leben einer auslanddeutschen Volksgruppe einen Aufgabenkreis, der weit über die Vermittlung von Kunst und Dichtung hinausgeht. In einem Volkstum, das um die Erhaltung seines Deutschtums ringt, fällt dem Theater eine über das künstlerische gehende Bedeutung zu. Es ist Wahrer und Mittler deutschen Geistes und deutscher Kunst.

Das deutsche Theater in Reval hat sich seit seiner Gründung vor 150 Jahren dieser Aufgabe mit allen seinen Kräften gewidmet. Durch fortgesetzte Arbeit und seinen kämpferischen Geist hat es sich eine wichtige Stellung im kulturellen Leben des Deutschtums gesichert.

Mit der Erfüllung seiner Aufgabe innerhalb des estländischen Deutschtums vermittelt es aber auch dem Mehrheitsvolk Estlands Aufklärung über deutsches Wesen und fördert dadurch das Verständnis von Volk zu Volk. Die Anforderungen, die hier an das deutsche Theater gestellt werden, sind darum besonders groß. Durch die kleine Zahl der Deutschen in Estland ist eine größere Anzahl von Wiederholungen unmöglich. Die vielen Neueinstudierungen verlangen daher von dem kleinen Ensemble große Arbeit. Hinzukommt, daß das deutsche Theater außer Reval auch die kleineren Städte betreut und in den Gastreisen in der vergangenen Spielzeit sieben andere Städte Estlands besucht hat. In den kleineren Städten war darum die Dankbarkeit für das deutsche Theater, das wieder einen Begriff von der lange entbehrten deutschen Kunst gab, besonders herzlich.

Aus kleinen Anfängen hat sich die Arbeit des deutschen Theaters entwickelt. Durch unermüdete Arbeit wurden die Leistungen von Jahr zu Jahr gesteigert.

Der Verein Rumänisch-Christlicher Studierender „Romania“ und der Humboldt-Klub veranstalteten vor kurzem in Berlin unter dem Protektorat des SS-Brigadeführers General v. Massow einen „Rumänischen Abend“, in dessen Mittelpunkt ein Vortrag des Humboldt-Stipendiaten Adrian Barteau, „Die heroische Generation Rumäniens“, stand. In fesselnder Weise gab der Redner einen Überblick über die staatliche und nationale Entwicklung des rumänischen Volkes seit Mitte des vorigen Jahrhunderts, seinen politischen Einigungskampf und das allmähliche Erwachen des völkischen Kampfbewußtseins, der zur Auflehnung gegen die jüdische Vorherrschaft auf allen Gebieten führt. Den künstlerischen Teil des Abends bestritten der Geiger Georges Boulanger, der die Zuhörer mit seinen Zigeunermelodien entzückte, und Thea Maria Penz mit der eindrucksvollen Rezitation rumänischer Volksweisen und Legenden. Der gelungenen Veranstaltung wohnten als Vertreter der Gesandtschaft Generalkonsul Karadja und der Sohn des Ministers, Dipl.-Ing. Raymond Comnen, der in Deutschland studiert hat, teil, ferner die Professoren der TH-Charlottenburg, Staatssekretär a. D. Feder und Fritz Schmidt, Kurator der rumänischen Studierenden.

Die Brücke zum Ausland:

Länder, Völker und Kulturen im Dienste der olympischen Idee

Von Dr. Richard Kaysenbrecht

Wenn man die Olympischen Spiele mit dem Jahre 776 v. Chr. beginnen läßt und über die Ungenauigkeit unserer Zeitrechnung hinwegsieht, dann wird Berlin 1936 mit den XI. erneuerten Olympischen Spielen sozusagen die 679. Olympiade der Griechen begehen. Obwohl die Hellenen diese Spiele auf den großen Gesetzgeber Lykurg (ja, auf Herkules und Pelops) zurückführen, beginnt erst mit dem uns bekannten ersten Sieger, Korobos, die Zählung nach Olympiaden. Durch sie ist das griechische Kulturbewußtsein begründet und gestärkt worden. Als diese Kulturidee mit der Reichsteilung nach Theodosius d. Gr. Code erschüttert war, wurde der olympische Geist mit der 291. Olympiade 393 n. Chr. zu Grabe getragen. Die Fluten des Alphaios haben die durch jahrhundertalten Götter- und Gemeinschaftsdienst geheiligten Stätten im schönen Tal des Peloponnes unter haushohem Schutt begraben — bis 1500 Jahre danach die olympische Idee wiedererweckt wurde.

Wegbereitend wirkte hierbei der Deutsche Curtius, der Olympia ausgrub und 1859—89 immer wieder zur Erneuerung der Spiele ermahnte. Dies gelang dem französischen Pädagogen Baron Pierre de Coubertin, welcher 1894 ein Internationales Olympisches Komitee gründete, das 1896 im erneuerten Stadion des Herodes Attikus zu Athen die Olympiaden wieder aufnahm. Obwohl damals neben elf europäischen Ländern auch Australien und Chile vertreten waren, ist es doch abendländisches Kulturbewußtsein gewesen, in dem das erloschene Feuer der Göttin der Häuslichkeit wieder entflammt worden ist. Unter den 484 damaligen Kämpfern war das neue Griechenland mit 306 vertreten. Der griechische Bauer Spiridion Luis, welcher sonst auf den dünnen Hängen zwischen Athen und Marathon seine Schafe hütete, konnte im klassischen Lauf über die 42 195 Meter nach 2 Stunden 55 Minuten 22 Sekunden unter frenetischem Beifall des überfüllten Stadions den Siegespreis davongetragen. Und nun wird dieser moderne Olympionike nach 40 Jahren in einem Lande das olympische Feuer entfachen, wo griechischer Geist eher heimisch war, weil er hier früher wurzelhaft entsprossen und sich übers Abendland verbreitet hatte. Dies ist durch die freigelegten Burgen und Bauten Trojas erwiesen.

Mit jeder Olympiade wuchs der Kreis der teilnehmenden Länder. Nur jedesmal in Nordamerika, 1904 in St. Louis und 1932 in Los Angeles, waren die Teilnehmerzahlen kleiner als in den vergangenen Olympiaden, was durch die weiten Entfernungen erklärlich ist. Während Paris zweimal, 1900 und 1924, Olympia-Gastgeber sein konnte, kam Deutschland 1916 um seine Olympiade. So werden eigentlich (wenn man von der Zwischenolympiade 1906 in Athen absieht) 1936 mit der XI. Olympiade auch die XI. Olympischen Spiele vollendet werden. Obwohl 1900 in Paris auch zwei indische Kämpfer waren, blieb Asien den vier ersten Olympiaden fern. Waren die I. Olympischen Spiele in Athen vorwiegend griechisch, die II. in Paris von 14 Ländern befehligt, noch eine Sache der Franzosen und die III. in St. Louis bei Beteiligung von zehn Nationen mit 595 Kämpfern, darunter 531 Nordamerikanern, deren ureigenster Triumph, so waren naturgemäß die Londoner Spiele 1908 Angelegenheit des Empire. Von 96 Goldmedaillen errang England 56. Bei 23 beteiligten Ländern hat sich die Teilnehmerzahl auf 2084 mehr als verdreifacht, darunter waren mehr als ein Drittel Briten (720).

Die letzte Vorkriegsolympiade 1912 in Stockholm stand trotz stärkster Beteiligung der skandinavischen Länder erst ganz im Zeichen der fünf olympischen Ringe. Japan war erstmalig vertreten. Von 28 Nationen mit 3282 Kämpfern waren 20 europäische Nationen mit über 3000 Wettkämpfern, darunter fast zwei Drittel aus den nordischen Staaten. Weil in London das umfangreiche Programm (es war der Kunstwettbewerb dazugekommen) monatelange Vor- und Nachkämpfe erforderte, war es in Stockholm einerseits verkürzt, andererseits durch das Reitturnier und den modernen Fünfkampf bereichert worden.

Schon war für die nächste Olympiade am 13. 7. 1913 (!) das Deutsche Stadion in Berlin eingeweiht, als über Jahr und Tag aus den Kampfspiele blutiger Ernst geworden war. Das Olympische Komitee siedelte von Paris in die neutrale Schweiz nach Lausanne über, wo auch das Olympische Museum unterhalten und ausgebaut wird.

Die deutsche Olympia-Mannschaft wird ihr Bestes bieten müssen, um angesichts einer noch nie dagewesenen Teilnehmerzahl von über 4000 Kämpfern aus 55 Ländern bestehen zu können. Das Bewußtsein, auf einer in der Welt einzig dastehenden Sportstätte für deutsche Farben zu kämpfen, wird ihre Kräfte und Gemüter ungemein beleben. Auf über eineinviertel Millionen Quadratmeter erhebt sich aus dem blau umsäumten, belebenden Grün der Havelberge 40 Meter über dem Zentrum Berlins wie aus Altsilber gemeißelt das mächtige Massiv der Deutschen Kampfbahn mit über 100000 Plätzen. Wie lebendig muß der olympische Gedanke im kleinen Griechenland gewesen sein, wenn das dortige Stadion schon die Hälfte faßte?

Deutschland hat alles getan, um mit der Olympiade 1936 dem olympischen Geist mutigen Einsatzes für die Gemeinschaft, der schon in Hellas nur für den Kriegsdienst als Gottesdienst vorbereiten sollte, neue Impulse zu geben. Das nach Geheiß des Führers vollendete Sportfeld, mit neuem Schwimmstadion, verschiedenen kleineren Kampfbahnen und Sportstätten für alle Sportarten, der Dietrich-Eckart-Freilichtbühne und seiner entzückenden Umgebung ist eine klassische Kampfstätte geworden, welche alle Stadien, Gymnasien und Palästra des Peloponnes und Pergamons in den Schatten stellt. „Bauten allein genügen aber nicht!“ So mahnte der Führer. Wenn aber der olympische Gedanke so vortrefflich wie allein von den Frauen erfaßt wird, dann können wir unbesorgt sein.

Ist es seine höchste Vollendung, Körper zu stählen, Kräfte zu schulen, Leistungen zu steigern und Siege zu erringen? — Nein! — All dies war in Olympia nur Vorbereitung für die Veredlung der Persönlichkeit, die im Kampfe des Kriegers, in der Verteidigung des Vaterlandes, auch durch die Frau auf ihre Art, zum Gottesdienst geworden ist. In solch klassischer Vollendung lebt diese Idee heut nur noch in einem Lande — das ist Japan.

Mögen unsere Kämpfer in den 130 verschiedenen Wettbewerben auf deutscher roter Erde, welche die neuen Kampfbahnen deckt und auf deutschen Gewässern das Blut, die Herzen und Hirne mit neuer Kraft beleben. „Kraft ist Parole des Lebens, Kraft sei im Zuge des Strebens; Kraft im Wagen, Kraft im Schlagen, Kraft im Ertragen, Kraft im Entfagen.“

Mag das Feuer, von Arkadiens Sonne in Olympia entfacht, mit Jackeln in zehn Tagen und Nächten durch 3000 Hände über sieben Länder bis zum ersten Olympioniken der Neuzeit, dem Griechen Luis, gereicht und von ihm mit dem Ölweig aus Olympias Hain in der Deutschen Kampfbahn niedergelegt — nachdem der letzte Schlag der Olympischen Glocke, die Olympische Hymne, wie Beethovens „Freude, schöner Götterfunken“, womit der Begründer und Ehrenpräsident der Olympischen Spiele, Baron Pierre de Coubertin, das Olympische Festspiel diesmal enden heißt, ersterbend verstummt — am Marathon-Tor längst erloschen sein, dann wird der olympische Gedanke in deutschen Seelen weiterglühen. Im Deutschen Sportforum wird er beim NDL männliche Mahner und auf der Deutschen Sporthochschule auch unter Frauen mutige Meister finden.

In diesem Sinne wird das zwischen zwei Urstromtälern vom Reichskriegsministerium erbaute und schließlich für die Wehrrüchtigung bestimmte „Olympische Dorf“ — wie einst die Reihen der Schatzhäuser attischer Städte auf dem Kronoshügel bei Olympia — ein mahnendes Vermächtnis, ein würdiger Wahrer, Mehrer und Wehrer dieser Idee sein.

Letzter und höchster Einsatz von Leib und Leben für die Erhaltung und Verteidigung der Gemeinschaft durch Mann und Frau ist nicht nur vaterländische Pflicht, sondern als Naturgesetz die Erfüllung göttlichen Willens, also Gottesdienst. — Das war und ist der tiefste Sinn der Olympischen Idee. Dessen muß sich besonders das Abendland befleißigen, wenn es nicht untergehen will. Das ist der Sinn der olympischen Parole:

Citius, altius, fortius!

Brasilien-Abend im „Haus der Länder“

Die angesichts der wachsenden Bedeutung unserer wirtschaftspolitischen und kulturellen Beziehungen zu den großen Ländern Südamerikas vor kurzem durchgeführte Erhebung der beiderseitigen diplomatischen Vertretungen in Rio de Janeiro und Berlin zu Botschaften, fand ihren offiziellen Ausdruck durch den feierlichen Empfang am 17. Juni, bei dem der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler das Beglaubigungsschreiben des brasilianischen Botschafters entgegen nahm.

Am Vorabend dieses Tages wohnte der Botschafter dem im „Haus der Länder“ veranstalteten Brasilien-Abend bei. Exzellenz Dr. Moniz de Aragão, der schon seit einer Reihe von Monaten sein Land als Gesandter in Berlin vertreten hat, darf als ein besonders guter Kenner und warmer Freund Deutschlands angesehen werden, was schon daraus hervorgeht, daß er unsere Sprache beherrscht. So brachte er auch seinen Dank und seine Freude für die sein Land ehrende Veranstaltung der „Gesellschaft für Länderkunde“ und dem „Deutsch-Brasilianischen Wirtschaftsverbande“, die den Abend veranstaltet hatten, in fließendem Deutsch zum Ausdruck und gedachte mit anerkennenden und herzlichen Worten der freundschaftlichen Beziehungen, die beide Länder von jeher verknüpfen und deren immer engerer Ausgestaltung sein Bestreben nunmehr als Botschafter dienen sollte. Er schenkte dem „Hause der Länder“ eine seidene Flagge seines Landes, die das Rednerpult des Abends festlich schmückte und in Zukunft neben den Flaggen der anderen Nationen das Haus zieren wird.

General Jaupel, der Präsident des Ibero-Amerikanischen Institutes, dankte, als Hausherr und Vorsitzender der „Gesellschaft für Länderkunde“, dem Botschafter für diesen symbolischen Akt ehrender Freundschaft in portugiesischer Sprache und wies seinerseits auf das deutsche Element in Brasilien hin, das seit über 200 Jahren in immer stärker aufblühenden selbständigen Kolonien drüben vertreten ist, die einerseits die Segnungen des Gastlandes genießen, andererseits für dieses aber auch ein wertvoller Bestandteil brasilianischer Staatsbürger deutscher Abstammung sind.

Die Eröffnung der Feier hatte als Vertreter der Reichshauptstadt im Namen des Staatskommissars Dr. Rippert Herr Vizepresident Steeg übernommen:

„Wenn ich zugleich für das „Haus der Länder“ spreche, so verbinde ich damit als Vertreter der Reichshauptstadt den Gedanken einer starken Betonung der Aufgaben, die dieses Haus pflegen soll. Auch von hier, aus dem historischen Teil Berlins, wollen wir Brücken schlagen zum Auslande. Wenn heute Abend unser deutscher Botschafter in Rio de Janeiro einleitend und erläuternd zu einem Film spricht, der uns das große Land Brasilien mit seinen ungeheuren Entwicklungsmöglichkeiten auf allen Gebieten vor Augen führen, der uns aber auch gleichzeitig zeigen soll, wie die Länder trotz der Weite des trennenden Ozeans einander nähergekommen sind, so erfüllen wir eine Seite der Aufgabe, die das „Haus der Länder“ pflegen soll. Wenn dann auch der diplomatische Vertreter Brasiliens in Deutschland persönlich das Wort nimmt, so wird die Brücke von der anderen Seite aus vollendet. Schon seit langem verbinden die mannigfaltigsten Beziehungen auf kulturellem, wirtschaftlichem und verkehrstechnischem Gebiet beide Länder miteinander. Die jüngste Zeit hat hierbei gezeigt, daß beide Völker von der gemeinsamen Grundauffassung ausgehen, wonach in der Erhaltung eines bewusst nationalen Lebens die Grundlage für eine gedeihliche Entwicklung der Beziehungen der Länder untereinander und damit für den Völkerverfrieden zu erblicken ist.“

Nach diesen Ausführungen des Vertreters der Stadtverwaltung, trat der gerade auf Urlaub in der Heimat weilende deutsche Botschafter für Brasilien, Dr. Schmidt-Elskop, an

den Rednerplatz und brachte dem, trotz der sommerlichen Wärme, gefüllten Haus die Bedeutung des noch immer bei uns viel zu wenig bekannten großen wunderbaren Landes Brasiliens in längeren Ausführungen nahe.

„Denn ein Land“, so führte der Botschafter aus, „daß so groß ist wie unser ganzer Kontinent und 16 mal so groß wie Deutschland, ein Land, das unbegrenzte Möglichkeiten in sich birgt und einer glänzenden Zukunft entgegengeht, ein Land endlich, das Naturschönheiten ohnegleichen aufweist, verdient es, mehr als aus der Geographiestunde bekannt zu sein.“

Es folgte dann ein kurzer geschichtlicher Überblick, der von der Entdeckung Brasiliens im Jahre 1500 durch Cabral die wechselvollen Schicksale der portugiesischen Kolonie, die sich später zu einem selbständigen Staatwesen entwickelte, anschaulich schilderte.

„Der Aufstieg Brasiliens, der sich auf allen Gebieten, insbesondere aber auf wirtschaftlichem Gebiete geltend macht, ist begründet durch die Fruchtbarkeit des Bodens, der sogenannten terra roxa, der roten Erde, und die durch die verschiedenen klimatischen Zonen bedingte Vielfältigkeit seiner Erzeugnisse.“

Die große Menge der Rohstoffe Brasiliens in Verbindung mit billigen Löhnen, hat den Aufbau einer blühenden Industrie ermöglicht. Es gibt nur wenige Erzeugnisse, die nicht im Lande hergestellt werden. An der Spitze steht die Textilindustrie, die den Menschen vom Kopf bis zum Fuß kleidet und u. a. billige und gute Seiden herstellt.

Es bestehen in Brasilien bereits 56 000 Stoffabriken. Ein großer Industriekonzern in São Paulo umfaßt allein 285 verschiedenartige Betriebe. Die große und mannigfache Industrie in den Südstaaten ist zum größten Teil in deutschen Händen. Der Reichtum an Rohstoffen hat auch dem großen Handelsaustausch mit Deutschland, das dagegen seine Qualitätswaren liefert, eine natürliche und gesunde Grundlage gegeben. Brasilien kann uns daher in wirtschaftlicher Beziehung z. T. die fehlenden Kolonien ersetzen. So hat der Handelsverkehr mit Deutschland in den letzten vier Jahren um etwa 100 Millionen Mark zugenommen und hatte im Jahre 1935 einen Wert von annähernd 300 Millionen. Er steht damit an neunter Stelle unter den mit Deutschland handelstreibenden Ländern der Welt.

In den letzten Tagen ist es, insbesondere auch durch die verdienstvolle Mitwirkung des unter uns weilenden Botschafters Brasiliens, Exzellenz Moniz de Aragão, gelungen, diesen Handelsvertrag für die nächste Zeit auf eine stabile Grundlage zu stellen, die bereits vor zwei Jahren durch die Mission des deutschen Gesandten Riep vorbereitet worden war. Die Auswirkungen des Handelsabkommens werden, so hoffe ich, einen Beweis für die Richtigkeit des Satzes bilden, der den Besuchern des Berliner Ibero-Amerikanischen Instituts als Motto ins Auge fällt: „Der Wirtschaftsaustausch mit den ibero-amerikanischen Ländern schafft Arbeit und Brot.“

Die Deutschen Brasiliens leben in voller Harmonie mit den Bewohnern des Gastlandes, deren Großzügigkeit, deren Intelligenz und schnelle Auffassungsgabe, deren Liebenswürdigkeit, Gefälligkeit und warme Herzlichkeit weltbekannt sind.

Eine neue Verstärkung haben die Bande, die uns Deutsche draußen mit der Heimat verbinden, durch die Einrichtung des Luftverkehrs mit Zeppelin und Flugzeugen erfahren. Bereits in 50 Stunden haben uns Briefe von Berlin erreicht, und kaum mehr als drei Tage brauchen die Passagiere der Zeppeline von Deutschland nach Brasilien. Mit stolzer Genugtuung und hoher Bewunderung für deutsche Pünktlichkeit und Organisation erfüllt es uns jedesmal, wenn der Zeppelin pünktlich zur angegebenen Zeit auf dem Flugfelde in Santa Cruz landet.“

*

Zu Beginn der erwähnten Reden hatte die in Berlin lebende, brasilianische Pianistin Maria Luiza Vaz die schwermütig-reizvolle Weise einer Klavier-Sonate ihres Heimatlandes in meisterhafter Form zu Gehör gebracht.

Den zweiten Teil des Abends nahm eine reichhaltig zusammengesetzte filmische Darstellung des Landes Brasilien ein, wobei landschaftliche Schönheiten, Leben und Treiben der Bewohner und Gewinnung von Wirtschaftsprodukten in anschaulichster Form gezeigt wurden. Wf.

Zeitschriftenlese

König Heinrich I. Im Juliheft der Zeitschrift „Germanien“, Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens, schreibt der Reichführer der SS. Heinrich Himmler: „Ein Volk lebt so lange glücklich in Gegenwart und Zukunft, als es sich seiner Vergangenheit und der Größe seiner Ahnen bewußt ist. Wir Deutsche haben jahrhundertlang nicht nur unsere Jahrtausende alte, ferne Vergangenheit, sondern auch die großen Ahnen und Führergestalten der letzten zehn Jahrhunderte vergessen. Der größte einer dieser Ahnen und großen Männer des deutschen Volkes war Heinrich I., König der Deutschen, ein Mann, der nicht nur zu seinen Lebzeiten von seinen rachsüchtigen weltanschaulichen Gegnern befehdet, sondern über den Tod hinaus von der Feindschaft seiner Widersacher verfolgt wurde. Die Gebeine von ihm, dem vielleicht größten König der Deutschen, sind heute nicht mehr aufzufinden — eine Schmach für das gesamte deutsche Volk. Wo sie sind, weiß niemand.

Sein Andenken wurde uns fast vergessen gemacht. Seine Leistungen, der Bau eines wirklich deutschen Reiches, wurden unserer Jugend verschwiegen. Nur eins blieb — auch in Zeiten des tiefsten völkischen Niederganges — die durch Jahrhunderte wirkende Dauer seines Werkes. Unser aller Aufgabe und Ehrenpflicht ist es nun, ihm den Platz zu geben im Herzen des deutschen Volkes, den dieser große König der Germanen verdient hat.“

Das Juniheft der Zeitschrift „Die Frau und ihr Haus“ steht unter dem Leitgedanken: **Deutsche Vergangenheit und deutsches Volkstum** lebendig zu erhalten, ist nicht zuletzt die Aufgabe der Frau. Der Aufsatz: „Nordisches Frauentum“, stammt aus der beruflichen Feder Sophie Rogge-Börners. Zwei Beiträge sprechen vom Auslandsdeutschtum. Mit dem Wort „Wir sind modern geworden, das heißt alt und entzaubert“ leitet Johanna Arndt ihren Aufruf: **Rettet das versinkende Volksgut, ein.** Sie spricht von den unerfesslichen Werten, die mit der Mundart, der Bauernregel, dem Volks- und Kinderlied, den Sagen und Bräuchen verlorengehen, wenn sie nicht gepflegt und erhalten werden. — Mit schönen Bildern belegt Lothar Görke seinen Bericht über die pommerschen Fischerfrauen als Teppichweberinnen. Über Mitgift und Aussteuer in alter und neuerer Zeit plaudert Henny Pleimes-Culemeyer. Ein Hochgefang von deutscher Mannestreue ist die Erzählung „König Konrads Knappe“ von Maria Schneider. „Bilder aus alten deutschen Städten“ und ein Beitrag über „Die Mutter im deutschen Brauchtum“ von Hans M. Reinsch ergänzen das fein abgestimmte Heft.

Die „Zeitschrift für Rassenkunde“ enthält einen Beitrag von Prof. Ernst Schwarz, Prag, über die „**Probleme der mittelalterlichen deutschen Ostwanderung**“. Folgender Abschnitt beleuchtet die besonders verwickelten Verhältnisse des ostmitteldeutschen Neulandes:

Anthropologische Untersuchungen sind in Deutschland und dessen Nachbarländern zwar schon vielfach durchgeführt worden. Es fehlt aber eine umfassende Aufarbeitung der einzelnen Landschaften, die eine Antwort auf verschiedene Fragen geben könnte, die der Historiker zu stellen hätte: Wie weit lassen sich Unterschiede zwischen den deutschen Stämmen bzw. Landschaften feststellen? Ist es möglich, auftretende Unterschiede geschichtlich zu erklären? Einen ersten Versuch in dieser Hinsicht bilden die großen schlesischen Rassenhebungen der Breslauer Schule. Doch das ist nur Anfang. Denn kann z. B. die Verschiedenheit zwischen Bayern und Niedersachsen aus der Rassenmischung der germanischen Bayern mit früheren Bewohnern des Alpenvorlandes erklärt werden, während die Niedersachsen weniger Gelegenheit dazu hatten, weil Teile Niedersachsens zur germanisch-nordischen Urheimat gehören? Ist es möglich, die Verschiebungen und Vermischungen der Völkerwanderungszeit auch rassenkundlich oder in der verschiedenen Stärke fremden Einflusses zu fassen? Wird es möglich sein, die Beteiligung englischer und warnischer, also ingwäonischer Stämme an der Bildung des thüringischen Stammes nachzuweisen?

Solche Fragen eilen dem, was uns die Rassenforschung und anthropologische Geographie heute bereits zu sagen vermag, weit voran — denn zu ihrer Beantwortung sind Gaauntersuchungen wie in Schlesien so im ganzen Reich nötig.

Am schwierigsten ist das ostmitteldeutsche Neuland zu betrachten. Hier haben nach Ausweis der Rechts-, Siedlungsgeschichte, der Namensforschung und vor allem der Mundarten thüringische, hessische, westdeutsche und flämische, aber auch ostfränkische Kolonisten eine neue Heimat gefunden. Ihre Sprachelemente lassen sich im gesamten mitteldeutschen Kolonialraume östlich der Saale nachweisen, sie tauchen auch in dem eine mitteldeutsche Mundart sprechenden Teile Ostpreußens und in dem einst von deutschen Sprachinseln erfüllten Kleinpolen und Rot-rußen auf. Dabei lassen sich je nach der Stärke der Komponenten mundartliche Unterschiede beobachten, indem z. B. die Hessen besonders am Nordrande der Sudeten, die Ostfranken in Nordmähren, im Elbegebiete Ostböhmens, aber auch in Nordschlesien gerodet haben. Am Anfang des Schlesiens stand eine Vielheit, wie man früher gedacht hat. Die sich verschiedenen ausgleichenden Mundarten, deren Richtung von der Stärke der daran beteiligten Vaustoffe bedingt war, haben die Untergliederung des schlesischen Raumes herbeigeführt, dem eine bereits aus der ostsaalischen Heimat mitgebrachte Kolonistensprache der Städte und führenden Geschlechter starke übergeordnete Kräfte hinzufügte und dadurch ein Auseinanderfallen verhinderte.

„Emden“ und „Karlsruhe“ zurückgekehrt. Alljährlich gehen die beiden deutschen Auslandskreuzer „Emden“ und „Karlsruhe“ in See, um draußen als friedliche Boten des Dritten Reiches das neue Deutschland würdig zu vertreten und zugleich den im Auslande lebenden Volksgenossen die Grüße des Mutterlandes zu bringen. Am 12. Juni kehrten beide Schiffe in die Heimat zurück, nachdem sie seit Herbst auf großer Fahrt gewesen waren. Die „Emden“ hat mittel- und nordamerikanische Häfen, die „Karlsruhe“ Afrika, Ostindien und Ostasien besucht. Das Juniheft der Zeitschrift des Deutschen Ausland-Instituts „Der Auslandsdeutsche“ berichtet, den heimkehrenden Schiffen zum Gruß, in einem Aufsatz über die soeben beendeten Fahrten der beiden Kreuzer. Der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Generaladmiral Dr. Raeder, hat ein Seileitwort geschrieben, das die enge und so fruchtbare Zusammenarbeit zwischen Kriegsmarine und dem Deutschen Ausland-Institut im Dienst der auslandsdeutschen Volksgenossen hervorhebt. Dem Aufsatz schließt sich eine Erinnerung an über die ersten Kreuzerbesuche in Niederländisch-Indien vor zehn Jahren. Briefe aus Guatemala und aus Kobe schildern in lebendiger Weise die Freude und Begeisterung, die der Besuch der Kreuzer bei den dort lebenden Volksgenossen, aber auch bei den Einheimischen, erweckt hat. Eine schöne Bildbeilage zeigt die „Karlsruhe“ im Hafen von Kobe und die Besatzung der „Emden“ in Guatemalas Hauptstadt.

„Pantheon“, das edel ausgestattete Organ für alte Kunst, eröffnet die Juni-Nummer mit neuartigen Aufnahmen des **Hermes von Olympia** (von Walter Hege), wofür sich Professor Rodenwald in einem maßgebenden Artikel für das Griechisch-Original diefes berühmten, aber heute etwas außer Mode gekommenen Kunstwerkes einsetzt. Hans Tietze, dessen Arbeiten über Kunstsammlungen in den Vereinigten Staaten bekannt sind, berichtet nun auch über die Inhalte der öffentlichen Kunstsammlungen in Kanada; dazu interessante Bilder. über die Herkunft des sogenannten „Angrermeister“, eines bedeutenden Anonymus der Tiroler Kunst zu Beginn des XVI. Jahrhunderts, schreibt Karl Oettinger mit dem Ergebnis, daß dieser vor allem als Portraittist bekannt gewordene Maler aus dem Pacher-Kreis erwachsen ist. Es folgt noch ein fahmännlicher Bericht von Marthe Crick-Kuntziger über eine unveröffentlichteenzaubernde Wandteppichfolge des Peter van Aelst in Schloß Sigmaringen. Mit einer Notiz über das neue Settecento-Museum in Venedig schließt der Hauptteil. Wie immer folgt noch ein ausführlicher, informativer Anhang.

Ein großer deutscher Chemiker. In der Zeitschrift „Das Werk“ schreibt Hermann Ulbrich-Hannibal einen Gedenkartikel anlässlich des 150. Todestages des deutschen Chemikers Karl Wilhelm Scheele. Wir entnehmen dem Aufsatz „Ein vergessener Pionier neuzeitlicher Technik und Chemie“ folgende Würdigung:

Es würde keinen Norweger einfallen, Holberg für einen dänischen Dichter gelten zu lassen, weil seine Heimat zur Zeit seiner Geburt unter dänischer Herrschaft stand. Aber das deutsche Volk hat sich unverständlicher Weise über ein Jahrhundert nichts dabei gedacht, in Scheele

einen Schweden zu sehen, weil seine Vorpommersche Heimat an Schweden abgetreten war, als er das Licht der Welt erblickte. So kommt es, daß Karl Wilhelm Scheele, dieser außerordentliche Pionier der deutschen Industrie und Technik, nicht einmal in den zahlreichen Bänden der „Allgemeinen deutschen Biographie“ Aufnahme gefunden hat. Eine traurige, aber wahre Feststellung für einen Mann, dem Deutschland einen großen Teil seiner wirtschaftlichen Bedeutung verdankt!

Scheeles vielseitige Forschungen, die ihn zu dem berühmtesten Experimentator auf dem Gebiete der Chemie machten, bilden die ersten Grundsteine der organischen Chemie. Die zahlreichen Entdeckungen, die er auf Grund seiner umfassenden Arbeiten machte, wurden nicht nur für die Entwicklung der chemischen Industrie von größter Bedeutung, sondern sogar auch für die Technik. Nicht nur die Schloten der chemischen Fabriken kündeten von seinem Ruhm, auch jedes gigantische technische Werk, jede Brücke, jeder Stahlmast, die Verladebrücken und Hellinge in den Hafenzstädten sind Ehrenmale seiner Arbeit, denn seine Erkenntnis, daß die Kaltbrüchigkeit des Eisens durch Phosphor verursacht wird, gab Thomas erst die Grundlage für sein Verfahren, mit dem nach Bessemers Erfindung das Zeitalter des Stahls anbrach. „Kein Chemiker“, so sagt Naucner in dem beachtenswerten Werk „Männer der Technik“ von Conrad Matshoff, „vor oder nach Scheele hat so viele wichtige, bahnbrechende Entdeckungen gemacht.“

Von Köping in Schweden, wo er wohnte, ging eine große Entdeckung nach der andern in die Welt hinaus und trug den Namen Scheeles über den ganzen Erdball. Gleich in der ersten sorgenvollen Zeit schrieb er das bedeutende Buch „Chemische Abhandlung von der Luft und dem Feuer“, dessen Druck durch eine Nachlässigkeit des Buchdruckers erst zwei Jahre später beendet war. Durch diese Verzögerung ging er des Prioritätsrechtes mehrerer wichtiger Entdeckungen verlustig, wie des Sauerstoffs, den er als Feuerluft bezeichnete und schon im Jahre 1772 auf verschiedene Art hergestellt hatte. Bei der Verseifung der Setze isolierte er eine süß schmeckende Flüssigkeit, die er als Ölsüß bezeichnete und die später Glycerin genannt wurde. Er entdeckte unter anderem die Blausäure, die Harnsäure, die Milchsäure, die Zitronensäure, die Apfelsäure und das Metall Wolfram. Außerdem wies er nach, daß das Graphit aus Kohle besteht, und schuf eine Farbe, die als Scheelesches Grün oder Schwedischgrün bezeichnet wird.

In Nürnberg erstehen die **umfangreichen Bauten zur monumentalen Gestaltung des Parteitagsgeländes**, die den Münchener Bauten in vielem ähneln. Das „**Zentralblatt der Bauverwaltung**“ (Heft 18) unterrichtet darüber, wie weit die Ausführung vorgeschritten ist. Die Ausführung der Tribünen auf dem Zeppelinfeld in Nürnberg soll zugleich mit den 34 Türmen rings um das Feld bis zum Parteitag im wesentlichen fertig sein.

In der Zeitschrift „**Der deutsche Student**“ veröffentlicht Will Decker eine Arbeit über: „**Ziele und Methoden der staatspolitischen Erziehung im Arbeitsdienst.**“ (Sanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.)

„Ein Volk zu bilden aber ist die Erziehungsaufgabe, die den Führern der Völker von der Geschichte gestellt ist.

Sie ist in Deutschland von Adolf Hitler gelöst worden, der die Synthese von Nationalsozialismus und Sozialismus schuf und das verschiedene Denken innerhalb eines Volkes durch gleiches Denken in bezug auf die großen Dinge des völkischen Geschehens überwand.

Solche Entwicklungen sind so gewaltig und so beglückend, daß aus ihnen nur die eine, immer wache Sorge wachsen darf, die zu ihnen führenden Voraussetzungen nie wieder unserem Volke verlorengehen zu lassen. Bestehen diese Voraussetzungen aber in einer Weltanschauung, die alle Glieder eines Volkes das gleiche Denken in allen Fragen um Volk und Reich lehrt und die Kampf und Leistung als Wege solch neuen gleichen Denkens zeigt, dann muß die Weltanschauung einen politischen Ausdruck finden, in dem der Bund zwischen Mensch und Erde, Arbeit und Ehre, Volk und Vaterland wieder geschlossen wird. Und dieser politische Ausdruck des Nationalsozialismus ist der Arbeitsdienst. Und das Ziel seiner staatspolitischen Erziehung ist: die Voraussetzungen nie wieder verlorengehen zu lassen, die in Kampf und Leistung zur deutschen Volkwerdung und auf ihrer Grundlage zur Freiheit der deutschen Nation geführt haben.“

Büchertafel

Die Finnen, das große Sportvolk. Von Jack Schumacher. Verlag Wilhelm Limpert, Berlin. Preis gebunden 3,50 M.

Eine im Olympiajahr besonders zeitnahe Lektüre. Ein Buch, das in seiner Eigenart und in seinem Aufbau nicht nur den „Sportkundigen“, sondern auch den „Laien“ zu interessieren und zu fesseln vermag. Ein Buch, welches uns zum Teil unbekannte Einblicke in „das große Sportvolk“ der Finnen vermittelt. Der Verfasser, ein bekannter Sportsmann, schildert seine Eindrücke aus eigener Anschauung, aus eigenem Erleben. Er hat am Training der Finnen als Leichtathlet unter Leichtathleten teilgenommen. Er hat an Ort und Stelle die Verhältnisse studiert und an der Quelle seine Erfahrungen gesammelt. Wir werden nach Vierumäki, dem Trainingslager der Finnen und der Stätte der Olympiavorbereitung geführt. Ein Sportkampf mitten in einem mächtigen Walde, drei Bahnstunden von der Hauptstadt entfernt, frische, gesunde Luft, feierliche Stille: Paavo Nurmi lief hier Runde um Runde, die Stoppuhr in der Hand. Blomquist zog dort auf Schlittschuhen seine rasenden Bahnen. Matti Järvinen schleuderte den Speer über die Baumwipfel. Weitere Namen, Lebensbeschreibungen, Schicksale: Wille Ritola, Lauri Virtanen, Salminen, Lehtinen, Wille Pörhölä, der Olympiasieger, und viele andere „Hellenen des Nordens“ fesseln unsere Aufmerksamkeit. Wir bewundern die Weltbestleistungen eines Chunberg, dessen unerschütterlicher Glaube an sich selbst „Berge versetzte“. Wir lesen über die Sportmassage, das Vereinsleben, die Kameradschaftlichkeit, über die Trainingsmethoden der großen Sports männer. Dazwischen immer wieder übersichtliches Tabellenmaterial: Namen, Zeiten, Rekorde, Weltrekorde. Ein Kapitel überschreibt der Verfasser „Ein mächtiger Helfershelfer“, um die hohe Bedeutung des Sports für den Soldaten und das Heer zu würdigen. Das schöne Buch ist instande zu belehren und zu begeistern. Die Jugend wird es nicht übersehen.

R. J. V.

Olympische Spiele der Vorzeit von Eilert Pastor, mit 41 Abbildungen. Deutsche Landbuchhandlung, Berlin SW 11.

Was Forschergeist und Dichtergabe uns geschenkt haben, steht auf den wertvollen Caseln der Vergangenheit, die wir Vorgeschichte nennen. Aus den tiefen Quellen dieser Wissenschaft hat Eilert Pastor geschöpft, um mit kurzen kräftigen Strichen ein Bild zu zeichnen, das uns vom geheimnisvollen Ursprung und charakteristischen Wesen der sportlichen Kultur erzählt, die der arischen Rasse von Island bis nach Indien Lebensglück und Herzenssache war. Wir sehen unsere herrlichen Altvorderen, älter als die olympischen Helden Alt-Griechenlands, in ihren Rennbahnen und an ihren Kultplätze zu Stonehenge, Carnac und Oesterholz am Hermannswalde unweit der Externsteine, beseelt und beflügelt von dem reinen Dreiklang des olympischen Geistes: Freude, Übung, Kultus. Wir lesen die sprechenden Bildberichte auf den Bronzen der Hallstattzeit und bewundern die seltenen Zeugen uralter Spiele, von der „Siktula“ bis zum Siegespokal. Wir lernen die Menschen verstehen, die mit der Leidenschaft grenzenloser Liebe sich dem Sport hingeben, der in den olympischen Spielen von heute den höchsten und schönsten Sinn der Jugend verkörpert, die ahnungslos in den Spuren der Ahnen wandelt. Das Büchlein hat nur 70 Seiten, aber auf diesen Seiten wird eine herrliche Welt lebendig gemacht, in der wir „Leuchttürme frühgermanischer Kultur“ entdecken — wie bei Homer. Der geschmackvolle Einband in Schwarzgold erhöht den Wert der festlichen Schrift.

R. J. V.

Migam, der Lama mit den fünf Weisheiten. Ein tibetischer Roman von Lama Jongden und Alexandra David-Neel. Leipzig, Brockhaus 1935. 333 S. Geb. 5,30 M.

Die bekannte Tibetforscherin Alexandra David-Neel hat sich mit ihrem Adoptivsohn, dem Lama Jongden, verbunden zur Abfassung eines Romans, der die Geistes- und Geisteswelt und auch das äußere Leben der Tibeter darstellt. Das Buch ist in erster Linie nach seinem sachlichen Inhalt zu werten und als solches für jeden, der in die uns so fremde Welt der Tibeter eindringen will, ein sicherer Führer. Die romanhafte Einkleidung ermöglichte den Verfassern eine besonders lebendige und anschauliche Schilderung innerer und äußerer Geschehnisse und Tatsachen.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Inhalt: Konrad Kutschera, Berlin C 2. Fernruf der Schriftleitung: D 4 Humboldt 6415 / Für die Anzeigen: i. V. Fritz Stach, Berlin NW 40, Fernruf für die Anzeigen: C 5 Hansa 5311 / Verlag: Gesellschaft für Länderkunde, Berlin NW 40, Lüneburger Straße 21 / Anzeigenpreise lt. aufliegendem Tarif / Druck: Niemann & Sohn, Berlin N 20, Drontheimer Straße 27 / Manuskript- und Buchzusendungen an die Schriftleitung: Berlin C 2, Breite Str. 37 (Ibero-Amerikanisches Institut) erbeten / Alle Rechte für sämtliche Beiträge, einschließlich die der Übersetzung, vorbehalten / Nachdrucke aus dem Inhalte dieser Zeitschrift sind gestattet mit genauer Quellenangabe, unbeschadet der Rechte der Verfasser / „Länder und Völker“ erscheint monatlich / Preis des Einzelheftes RM. —,50 / Jährlicher Bezugspreis RM. 5,40 / Diese Bezugspreise ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme der Schweiz und Palästina) um 25% / Bestellung bei jeder Buchhandlung, Postanstalt oder dem Verlage / D.-A. II. Vj. 1936: 7500.



Wer durch die deutschen Lande wandert,

nicht als flüchtiger Betrachter, sondern um ein Stück deutscher Vergangenheit zu erleben, nehme mit auf die Reise



Ricarda Huch, Im alten Reich

Lebensbilder deutscher Städte

Carl Schünemann
Verlag / Bremen

Band 1: **Der Norden.** 22 Städtebilder mit 44 Zeichnungen von Hans Meid, Berlin, und 22 Stadt-
wappen. 256 Seiten und 22 Bildtafeln. In Leinen gebunden RM 3,25

Inhalt: Braunschweig, Hildesheim, Goslar, Quedlinburg, Halberstadt, Hameln, Lemgo, Kanten,
Dortmund, Münster, Osnabrück, Enger i. W., Soest, Paderborn, Pöneburg, Stendal, Tangermünde,
Stralsund, Wismar, Lübeck, Neu-Brandenburg, Prenzlau.

Band 2: **Die Mitte des Reiches.** 22 Städtebilder und 44 Zeichnungen von Hans Meid, Berlin,
und 22 Stadtwappen. 256 Seiten und 22 Bildtafeln. In Leinen gebunden RM 3,25

Inhalt: Köln, Aachen, Oppenheim, Trier, Manderscheid, Oberwesel, Bacharach, Marburg, Er-
furt, Halle, Zerbst, Hersfeld, Gelnhausen, Fritzlar, Hann.-Münden, Frankfurt a. M., Mainz, Friedberg,
Limburg, Baulsen, Sörlitz, Breslau.

Band 3: **Der Süden.** 19 Städtebilder mit 38 Zeichnungen von Hans Meid, Berlin, und 19 Stadt-
wappen. 255 Seiten und 19 Bildtafeln. In Leinen gebunden RM 3,25

Inhalt: Würzburg, Wehlar, Schwäbisch-Hall, Schwäbisch-Gmünd, Wördlingen, Regensburg,
Ochsenfurt, Wertheim, Eßlingen, Maulbronn, Rottweil, Freiburg, Ulm, Die Reichenau, Innsbruck,
Hall in Tirol, Straubing, Amberg, Dinkelsbühl.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Was ist Geopolitik



Ihr Gegenstand ist der Staat
in seiner Gesamterscheinung, das
eigenbestimmte Gebilde aus Volk
und Raum.

Geopolitik ist Staats-
forschung, Staatslehre und
Staatsgestaltung — entwickelt
aus der organischen Staats-
anschauung, in welcher der
Staat als Lebensform aufge-
faßt wird.

Aus dem Tagesgeschehen der ganzen Welt

werden unter diesem Gesichtspunkt in der
Geopolitik die großen langfristigen
politischen Entwicklungen herausge-
arbeitet. Wenn auch Sie diese sehen,
verstehen und im voraus er-
kennen wollen, nehmen Sie die
Zeitschrift für Geopolitik
zu Hilfe. Ein kostenloses
Probeheft sendet Ihnen
gern der Verlag
Kurt Bowinckel,
Heidelberg,
Wolfs-
brunnen-
weg
36

Name:
Anschrift:
wünscht kostenloses
Probeheft der Zeit-
schrift für Geo-
politik

Sie abstrahieren! 216 Grundzüge 3 Pf.

Aus dem Inhalt früherer Hefte von „Länder u. Völker“

Heft 1 / Januar 1936: Faupel, Zum Geleit / Kurt Rathke, Länderkunde und zwischenstaatlicher Rundfunkaustausch / J. W. Schottelius, Die Deutschen und die Entdeckung Amerikas / L. Heck, Ibero-Amerika und deutscher Zoo / Ewald Volhard, Die Libyenfahrt der Frobenius-Expedition I / E. Lindenborn, Deutsche Kulturarbeit im Ausland / Deutsche Siedlungen in der Sowjetunion / Die Familie Humboldt und die Hugenotten / Die Lope de Vega-Feier im „Haus der Länder“ / Der Festakt zum „Día de la Raza“ im Ibero-Amerikanischen Institut.
Beilage: Ibero-amerikanische Bibliographie

Heft 2 / Februar 1936: Julius von Farkas, Kulturdenkmäler der mittelalterlichen deutsch-ungarischen Beziehungen in Deutschland / Walter Estermann, Fernweh nach Afrika / Friß Olinsky, Das uns arverwandte Skandinavien / Ilse Demme, Das Deutschtum in Siebenbürgen / Ewald Volhard, Die Libyenfahrt der Frobenius-Expedition II / Max Tepp, Zum 400jährigen Bestehen deutschen Handels in Argentinien / Erika Heinrichs, Aus meinen Reisen in Ecuador / J. W. Schottelius, Das Märchen von den drei Hunden in der Unterwelt / Niedersächsisches Volkstum / Ungarn-Abend im „Haus der Länder“.

Beilage: Europäische Bibliographie I

Heft 3 / März 1936: A. E. Johann, Leeres, gefährdetes Australien / Hans Hömberg, „O Fudesaki“ — die Offenbarung der neuen Tugend / W. K. Nohara, Der japanische und der chinesische Soldat / Konrad Kulschera, „Mongolenland“ / O. Philipp, Die britische Lebenslinie / J. W. Schottelius, Amerasiatische Kultur / Die Not der Deutschen in Sowjetrußland / Nochmals: Ungarn im „Haus der Länder“.

Beilage: Außer-europäische Bibliographie I

Heft 4 / April 1936: Walter Estermann, In den Zelten an der Italienischen Front erzählt man sich . . . / I. Schulze, Der Tana-See im abessinischen Konflikt / O. Philipp, Das ägyptische Problem / Otto Corbach, Eurafrika / Harald Feddersen, Das iranische Reich — ein neues asiatisches Kraftzentrum / Kurt Schmidt, Religiöse Wandlungen in Iran / Ewald Volhard, Die Libyenfahrt der Frobenius-Expedition III / Das neue deutsche Recht und seine Beziehungen zu Italien / Deutschlands Brücke nach Übersee. Drei Jahre Deutscher Kurzwellensender.

Beilage: Ibero-amerikanische Bibliographie

Heft 5 / Mai 1936: Paul H. Kuntze, Skagerrak / G. Hägermann, 50 Jahre Johannesburg / Harald Feddersen, Das Tote Meer — Geheimnis und Wirklichkeit / Ewald Volhard, Die Libyenfahrt der Frobenius-Expedition IV / Richard Kayzenbrecht, Das Ballenland — ein zwischeneuropäisches Bollwerk / Nordischer Abend im „Haus der Länder“ / Die Arbeit der Deutschen Akademie.

Beilage: Europäische Bibliographie II

Heft 6 / Juni 1936: Otto Corbach, Wachsende Wüste — schrumpfender Lebensraum / Walter Estermann, Die Straße des Imperiums / Harald Feddersen, Die Dardanellen — eine Schlüsselstellung zwischen Orient und Okzident / Hans Hömberg, Das Land der Skipetaren / Hermann Lüft, Townsend und Aberhart / Karl Friedrich Langenbach, Auf den Spuren der ersten deutschen Flotte.

Beilage: Außer-europäische Bibliographie II

